

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Hoch zu Ross mit Jesu Blut

Jahrhundertealte Tradition: Tausende strömen zu Europas größter Reiterprozession in Weingarten



Auch wenn es der Name vielleicht vermuten lässt, wirklich blutig geht es beim Blutritt in Weingarten nicht zu. Im Mittelpunkt von Europas größter Reiterprozession steht eine Reliquie mit dem Blut Christi. Es soll aus der Seitenwunde Jesu stammen und vom römischen Soldaten Longinus aufgesammelt worden sein. ▶ Seite 19

Friedensdrang

Was kann Deutschland angesichts der vielen Konflikte in aller Welt tun? Militärbischof Franz-Josef Overbeck spricht im Interview über die Rolle Europas und der deutschen Bundeswehr.



▶ Seite 2/3

Brandstifter?

Vor 200 Jahren kam Karl Marx zur Welt. Auch wenn manche seiner wirtschaftlichen Vorhersagen eintrafen – seine Thesen bereiteten den Boden für kommunistische Diktaturen.



▶ Seite 16/17



Radtour

Münster gilt als Fahrrad-Hochburg. Deshalb kam die Junge Aktion auf die Idee, zum Katholikentag zu radeln. Vorigen Samstag ging es los. Wo und warum: ▶ Seite 15

Opfertreffen

Worüber sie genau geredet haben, bleibt vertraulich: Papst Franziskus hat drei chilenische Missbrauchsopfer in den Vatikan eingeladen und ausführlich mit ihnen gesprochen.



▶ Seite 7

Mit
Extrabeilage
zum
Katholikentag



Mit einem kupfernen Horn in der Hand versieht Martje Salje ihren Dienst als Türmerin in Münster – jener Stadt, in deren Gassen sich vom 9. bis 13. Mai Zehntausende Christen beim Katholikentag tummeln werden. ▶ Seite 5

Leserumfrage

Der Erlass

des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder, dass in Behörden des Freistaats künftig Kreuzfixe aufgehängt werden sollen, sorgt für Streit. Während einige den Schritt ausdrücklich begrüßen, werfen Kritiker Söder Missbrauch des Kreuzes vor.

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg
E-Mail: leser@bildpost.de

INTERVIEW ZUM KATHOLIKENTAG

Auf Frieden drängen

Militärbischof Overbeck über Bundeswehr, Syrienkrieg und Aufrüstung



▲ Zu den Pflichten eines Militärbischofs gehört es, den Soldaten im Einsatz Mut zuzusprechen. Im Dezember 2013 besuchte Franz-Josef Overbeck beispielsweise die deutschen Truppen in Afghanistan. Eine kugelsichere Weste durfte dabei nicht fehlen.

Foto: KNA

Der 101. Deutsche Katholikentag in Münster steht unter dem Motto „Suche Frieden“. Ein Thema, mit dem sich Militärbischof Franz-Josef Overbeck gut auskennt. Im Interview spricht der Essener Bischof über Auslandseinsätze der Bundeswehr, den Krieg in Syrien, den Handel mit Waffen und berechtigte Aufrüstung.

Herr Bischof Overbeck, teilen Sie die Sorge von Papst Franziskus vor einem Dritten Weltkrieg?

Der Papst hat schon vor geraumer Zeit von einem Dritten Weltkrieg gesprochen. Nach seiner Wahrnehmung unterscheidet dieser sich jedoch von den beiden Vorgängerkriegen. Es gibt Zeiterscheinungen, die an den Ersten und Zweiten Weltkrieg erinnern. Der aufkommende Nationalismus gehört auf jeden Fall dazu. Doch auch die Fragen von Ideologien und Hegemoniestreben gewisser politischer und militärischer Überzeugungen sind von großer Bedeutung. Es gibt aber auch Ursachen, die im Vergleich zu den beiden früheren Kriegen eine herausgehobene Bedeutung gewonnen haben.

Zum Beispiel?

Da sind beispielsweise die ökologischen Herausforderungen, die durchaus zum Krieg führen können. Darüber hinaus gibt es auch ideologische Kämpfe, die sich im Mittleren Osten ergeben.

Diese Form der Auseinandersetzungen lässt sich auch am Beispiel von Korea darstellen. Versagen hier nicht die Mächte, die um den Frieden bemüht sind?

Der Westfälische Frieden ist erst nach 30 Jahren unendlicher Gewalt als Kompromisslösung geschlossen worden, nicht als Ideallösung einzelner Ziele. Diese Lehre ist auch heute mit einzubeziehen. Gerade dann, wenn wir die Konflikte zwischen den USA und Nordkorea oder im Mittleren Osten betrachten. Europa hat die Aufgabe, nachdem es selbst Schlachtfeld vieler verhängnisvoller Kriege war, immer wieder auf Frieden zu drängen, der durch Kompromisse herbeigeführt wird. Aber nicht durch faule Kompromisse!

Wie kann das funktionieren?

Europa muss auf die Einsicht in einen jetzt möglichen Frieden drän-

gen, damit der Wahnsinn der Atombomben ein Ende findet. Weiterhin muss Europa Länder wie Japan in das Ringen um Frieden einbeziehen. Denn gerade Japan hat für seine Aggressivität während des Zweiten Weltkrieges ja einen hohen Preis bezahlt.

Viele Menschen erleben, dass sie angesichts des Krieges in Syrien ohnmächtig sind.

Auf Schlachtfeldern wie in Syrien werden Kämpfe ausgetragen, die über Syrien hinausgehen. Die Beteiligten dieses Krieges müssen unbedingt immer wieder erinnert werden, dass Probleme nicht durch ein so unglaubliches Morden gelöst werden. Ja, viele Parteien und Gruppen, die bisher ihre Interessen mit Gewalt durchsetzen konnten, sind in diesem Konflikt ohnmächtig. Aber vielleicht ist gerade das unsere Chance. Wir zeigen auf diese Weise, dass es nicht unsere Interessen sind, die wir durchsetzen möchten, sondern dass der Wille zum Frieden durch eine Mehrheit in der Welt gestützt wird. Nur so können wir dem irrsinnigen Krieg ein Ende bereiten.

Sieht man die Fernsehbilder, ist man fassungslos ...

Fassungslos ist noch höflich. Ich finde keine Worte angesichts des Leids der Eltern, die neben ihren Kindern zusammenbrechen. Als gläubender Mensch sage ich trotz dieses Leids, dass die Hoffnung nie stirbt. Es ist gerade unsere Aufgabe als Kirche, in einer solchen Situation nicht nur für den Frieden zu werben, sondern immer wieder – möglicherweise auch mit einem sehr langen Atem – die Wege für einen solchen Frieden zu bereiten.

bleibt für die Menschen, die wie in Syrien um den Frieden ringen, nur die Möglichkeit zu reden?

Manchmal ist es so, dass die kämpfenden Parteien ermüden oder eine der Parteien obsiegt. Es muss auf jeden Fall die Möglichkeit geben, dass alle Menschen in den betroffenen Regionen weiterleben können. Ja, es kann manchmal nur die Möglichkeit geben, angesichts eines furchtbaren Krieges ohnmächtig vom Rande aus zuzuschauen, um dann, wenn es die Situation zulässt, auf einen neuen Frieden hinzuwirken, ohne sich von einer Partei vereinnahmen zu lassen.

Die Aufrüstung prägt derzeit die Politik. Ist das ein Schritt zum Frieden?

Mit Blick auf die Bundeswehr ist klar, dass viel investiert werden muss, damit sie ihrem nationalen Auftrag und ihren Bündnisverpflichtungen gerecht werden kann. Die Forderung, zwei Prozent mehr für die Bundeswehr in den Etat einzustellen, muss berücksichtigen, dass zu dem militärischen Auftrag auch das entwicklungspolitische, wirtschaftliche und bildungspolitische Engagement der Bundesrepublik gesehen werden muss. Denn dadurch wird in vielen Ländern, in denen eine Auseinandersetzung droht, das Gefahrenpotenzial eines Krieges ja vermindert. Sicher muss die Politik alles tun, um einen Krieg zu vermeiden. Ungeachtet dessen muss die Bundeswehr ihrem militärischen Auftrag im Falle des Falles auch gerecht werden können.

Der Wehrbeauftragte hat Defizite in der Ausstattung beklagt. Ist

Deutschland davon überfordert, Einsätze in so vielen Friedensmissionen zu leisten?

Diese Einsätze zu bewältigen, bedeutet sicher eine große Herausforderung. Ich setze darauf, dass diejenigen, die Verantwortung tragen, die Situation realistisch einschätzen und dementsprechend handeln. Für Deutschland bedeutet das, dass sich Regierung wie Militär fragen, wo sie investieren müssen und mit welchem Ziel. Dass Soldaten ihren Dienst tun können und dabei unverehrt bleiben, sollte völlig selbstverständlich sein.

Haben Sie persönlich erfahren, wie der Einsatz der Bundeswehrsoldaten beurteilt wird?

Bei meinen Besuchen zum Beispiel in Afghanistan habe ich festgestellt, dass die Bundeswehr aufgrund ihres Handelns sehr anerkannt war, gerade auch bei der Zivilbevölkerung. Die Soldatinnen und Soldaten erhielten für ihr Engagement zum Beispiel in der Gesundheitsvorsorge von den Menschen in Afghanistan eine hohe Wertschätzung. Ein durchaus zivilisatorischer Segen, der mit den Einsätzen einhergeht. Dass es immer besser wäre, wenn es ohne Androhung von Gewalt gelänge, steht außer Frage, ist aber unrealistisch

angesichts der Gewaltpotenziale in der Welt.

Gerade der Einsatz in Afghanistan gerät immer stärker in die Kritik. Auch in anderen Teilen der Erde nimmt Gewalt zu. Kann man friedenssichernde Maßnahmen heute noch verantworten?

Friedenssichernde Maßnahmen haben immer einen Sinn. Sie dürfen jedoch nicht kurzfristig beurteilt werden. In den Konfliktsituationen, in denen es um Projekte geht, die helfen, den Frieden langfristig zu sichern, muss man sich darüber im Klaren sein, dass die Einsätze immer viel Zeit und Kraft erfordern. Gerade bei den zu früh abgebrochenen Missionen wird deutlich, dass diese Perspektive nicht bedacht worden ist oder aber überhört wurde. Man darf nicht auf halbem Weg stehen bleiben und den Einsatz abbrechen. Dass solche Entscheidungen heute zu Problemen führen, war wachen Geistern schon früher klar.

Katholische Verbände wie Pax Christi fordern seit langem ein Ende der Einsätze und ein Verbot des Waffenhandels.

Solche Forderungen sind mir durchaus sympathisch, auch wenn sie angesichts der realpolitischen Verhältnisse nicht greifen. Ich erin-

nere an die Diskussionen, die wir in Deutschland in den 1970er und 1980er Jahren zum Beispiel um den Nato-Doppelbeschluss geführt haben. Schon damals wurde deutlich, dass wir angesichts der weltweit herrschenden Bedrohung unter dem Zwang standen, eine politische Entscheidung zu treffen.

Man muss in solchen Situationen mit Klugheit reagieren. Unter diesem Aspekt sind die Einsätze, die sich durch die Bündnisverpflichtungen ergeben, durchaus angemessen. Sicher immer mit dem Ziel, das dem Katholikentag entspricht. Es geht nicht um Kriegsgewinne, sondern schlicht um Frieden für andere Menschen. Daran haben wir unseren Teil in der Welt beizutragen.

Und beim Waffenhandel?

Richtig ist natürlich, dass es umso besser ist, je weniger Waffen es in der Welt gibt. Andererseits muss allen klar sein, dass zahlreiche Staaten und Unternehmen weltweit zum Teil gewissenlos und um des eigenen Gewinns willen mit Waffen handeln, wenn wir es nicht kontrolliert tun. In diesem Fall handelt es sich um eine Güterabwägung, bei der am Ende das geringere Übel der Maßstab sein muss, um die zahlreichen Formen von Wirtschaftsmissbrauch klein zu halten.

Die militärischen Einsätze werden uns dem Frieden in der Welt nicht näher bringen. In der Tat. Wir müssen uns gerade in Europa darüber klar werden, dass solche Einsätze immer nur dann friedensstiftend sind, wenn zusätzliche Aspekte zum Tragen kommen. Zum Beispiel Bildung, ein Aufbau der Infrastruktur, um Verkehrswege zu schaffen, die Sicherung von Ressourcen, die dem Leben dienen – zum Beispiel Nahrungsmittel – und Wasser. Sonst werden wir dem Ziel nicht näher kommen. Gerade wir in Europa müssen wissen, dass uns diese Maßnahmen im besten Sinne des Wortes viel kosten müssen, weil man sich den Frieden alles kosten lassen muss.

Wird der Katholikentag mit seinem Thema „Suche Frieden“ Impulse setzen?

Der Katholikentag wird sicher deutlich machen, dass heute angesichts der vielen Konflikte nicht auf naive Weise Frieden hergestellt werden kann. Natürlich muss alles getan werden, um Gewalt zu vermeiden. Aber wir müssen andererseits bereit sein, für positive Ziele im Sinne des kleineren Übels Gewalt anzuwenden, um noch schlimmere Gewalt zu verhindern.

Interview: Jürgen Kappel



Ein Syrer geht an einer Krücke durch die Trümmer der Stadt Duma. Militärbischof Overbeck sieht die Aufgabe der Kirche nicht nur darin, für Frieden in Syrien zu werben, sondern auch den Weg dafür zu bereiten. Foto: imago

Kurz und wichtig



Gegen Antisemitismus

Der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, sieht 73 Jahre nach der Schoah die Gesellschaft erneut herausgefordert, Antisemitismus mit aller Macht zu bekämpfen. Dieser zeige sich hierzulande, aber auch in vielen anderen europäischen Staaten in unterschiedlichen Formen und Gesellschaftsschichten, sagte Schuster zum Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau durch US-Truppen am 29. April 1945. Dennoch wolle er nicht schwarzmalen. Deutschland sei noch immer ein Staat, in dem Juden gut leben können. Allerdings leider nur mit einer gewissen Vorsicht und mit polizeilich geschützten Einrichtungen.

Tränen wegen Treffen

Koreas Bischöfe zeigen sich hoch erfreut und gerührt über das Treffen der Staatschefs von Süd- und Nordkorea, Moon Jae-in (rechts im Bild, Foto: imago) und Kim Jong-un. Der Präsident der Koreanischen Bischofskonferenz, Erzbischof Kim Hee-joong, sprach von einem „historischen Ereignis“ und einem „Meilenstein für den Frieden auf der koreanischen Halbinsel“. Daejongs Bischof Lazzaro You Heung-sik erklärte: „Ich habe geweint, als ich die Bilder sah.“ Der Friedensprozess könne nun „nicht mehr zurückgehen“, sagte der Vorsitzende der bischöflichen Kommission für Gerechtigkeit und Frieden in Südkorea. Es war das erste Treffen nord- und südkoreanischer Staatschefs seit 2007.

Wiedergutmachung

Der armenisch-apostolische Katholikos von Kilikien, Aram I., fordert die Rückgabe aller im Osmanischen Reich zwischen 1915 und 1922 enteigneten armenischen Kirchen, Klöster, Schulen und Krankenhäuser. Es gehe den Armeniern nicht nur um eine Anerkennung des Völkermords durch die Türken, sondern auch um eine „Wiedergutmachung aller Schäden“, soweit das möglich sei.

Seelsorge für Kranke

Die Deutsche Bischofskonferenz hat die Bedeutung der Krankenseelsorge für die Kirche hervorgehoben. Sie nehme „in der Rangfolge pastoraler Verpflichtungen einen hohen und zentralen Stellenwert ein“, schreibt der Vorsitzende der Pastoralkommission der Bischöfe, Franz-Josef Bode, in einem Impulspapier zur Sorge der Kirche um die Kranken. Es kann kostenlos unter www.dbk-shop.de heruntergeladen werden.

Wissenschaft gefördert

Zum 60-jährigen Bestehen hat Erzbischof Ludwig Schick die Arbeit des Katholischen Akademischen Ausländer-Dienstes (KAAD) gewürdigt. Der KAAD habe „viele Menschen nah und fern dazu angeleitet, sich für die Realisierung einer besseren Zukunft“ einzusetzen, sagte der Vorsitzende der Kommission Weltkirche der Bischofskonferenz. Seit 1958 hat der Verein rund 9500 Studenten und Wissenschaftler aus Entwicklungsländern, dem Nahen Osten sowie aus Osteuropa mit Stipendien gefördert.

DISKUSSION UM KRUZIFIX

Nur als kulturelles Symbol?

Kardinal Marx kritisiert Initiative von Markus Söder (CSU)

MÜNCHEN (KNA) – Die Verpflichtung zum Anbringen von Kreuzen (Foto: KNA) in allen staatlichen Behörden Bayerns hat unterschiedliche Reaktionen hervorgerufen.

Eine deutliche Mehrheit der Deutschen lehnt laut einer Umfrage für „Bild am Sonntag“ eine Kreuzpflicht für Behörden ab. 64 Prozent der Befragten sprachen sich dagegen aus, 29 Prozent dafür.

Friedenszeichen

Der Bamberger Erzbischof Ludwig Schick begrüßte einen Tag nach dem Beschluss des Kabinetts die neue Vorschrift. „Das Kreuz aufzuhängen und als Zeichen der Einheit, der Versöhnung, des Friedens, der Geschwisterlichkeit, der Solidarität deutlich zu machen, das ist natürlich gut“, sagte Schick vorige Woche. „Alle Menschen, die das Kreuz anschauen, verpflichten sich, das zu leben und voranzubringen, was das Kreuz bedeutet.“

Das Kreuz könne Menschen aller Religionen miteinander verbinden. Es gebe nur einen Gott, den Christen, Muslime und Juden anriefen. „Wir müssen im interreligiösen Dialog darüber sprechen, dass wir den einen Gott erkennen, der uns verbindet und zusammenführt“, erläuterte Schick.

Kardinal Reinhard Marx warf Ministerpräsident Markus Söder (CSU) hingegen vor, „Spaltung,

Unruhe, Gegeneinander“ ausgelöst zu haben. „Wenn das Kreuz nur als kulturelles Symbol gesehen wird, hat man es nicht verstanden“, sagte der Vorsitzende der Bischofskonferenz der „Süddeutschen Zeitung“ (Montag). „Dann würde das Kreuz im Namen des Staats enteignet.“ Es stehe dem Staat aber nicht zu, zu erklären, was das Kreuz bedeute.

Die gesellschaftliche Debatte über das Kreuz halte er für wichtig, ergänzte Marx. Man müsse diskutieren, was es heißt, in einem christlich geprägten Land zu leben.

Dabei müssten aber alle einbezogen werden: Christen, Muslime, Juden und Nichtgläubige.

Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm, äußerte sich zurückhaltend. Er wolle die Debatte nicht personalisiert führen, „sondern hart an der Sache“. Wichtig sei ihm, die Inhalte, für die das Kreuz stehe, „in die Herzen der Menschen zu bringen“. Es dürfe aber nie für irgendwelche Zwecke instrumentalisiert werden.

Söder verteidigte den Erlass. „Natürlich ist das Kreuz in erster Linie ein religiöses Symbol“, räumte er ein. Doch in dem Symbol bündelte sich auch die Grundidee eines säkularen Staates. Die Frage, ob sich die CSU bei christlichen Wählern anbieten wolle, beantwortete er mit „Nein“.



Hinweis: Einen Kommentar zum Thema finden Sie auf Seite 8.

Anteilnahme für Alfies Eltern

Britischer Junge gestorben – Sein Schicksal bewegte viele

LIVERPOOL (KNA) – Das britische Kleinkind Alfie Evans ist infolge seiner schweren Krankheit gestorben. Sein Vater Tom Evans schrieb auf Facebook: „Mein Kämpfer hat seinen Schild niedergelegt und Flügel bekommen. Mein Herz ist gebrochen.“

Der Anfang Mai 2016 geborene Junge litt an einem fortschreitenden Abbau des Nervengewebes. Das Oberste Gericht des Vereinigten Königreichs hatte nach einem Rechtsstreit zwischen der behandelnden Liverpoolscher Kinderklinik und den

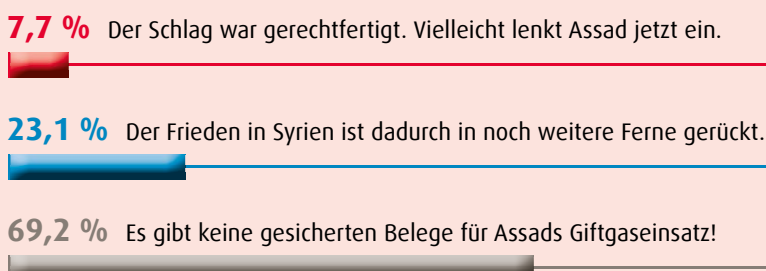
Eltern verfügt, die Behandlungen abzubrechen.

In den Sozialen Netzwerken gab es unzählige Trauerbezeugungen. Der Europaabgeordnete und Mediziner Peter Liese (CDU) bewertete die große Anteilnahme an Alfies Schicksal positiv. Dem Domradio sagte er, es sei „ein Zeichen, dass wir uns dagegen wehren, wenn man sagt, für Menschen mit Behinderung ist es das Beste, wenn sie sterben“.

Papst Franziskus twitterte: „Heute bete ich besonders für seine Eltern, während Gott der Vater ihn in seine zärtliche Umarmung aufnimmt.“

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 16

„Militärschlag gegen Syrien: notwendiger Schritt oder ‚Brandbeschleuniger‘?“



HÖCHSTES DIENSTZIMMER VON MÜNSTER

Von Tuten und Blasen viel Ahnung

Erste Frau im Amt seit 1383: Martje Salje arbeitet als Türmerin auf St. Lamberti

MÜNSTER – Der Charme der Stadt Münster liegt in der Kombination von Tradition und Moderne. Die 37-jährige Türmerin von Sankt Lamberti, Martje Salje, ist ein Beispiel dafür.

Die Dämmerung bricht über Münsters Prinzipalmarkt herein. Eine Gestalt auf dem Fahrrad strebt eilig übers Kopfsteinpflaster der Lambertikirche zu. Sie stellt ihr Rad an der Kirchmauer ab und verschwindet dann in einer unscheinbaren Tür am Turm. Es ist kurz vor 21 Uhr. Für Martje Salje beginnt ihr abendlicher Dienst als Türmerin.

Ihr Dienstzimmer ist das höchste der Stadt. 300 Stufen führen hinauf. Fahrstuhl gibt es keinen. Es liegt genau 75 Meter über Straßenniveau in dem Turm, der für seine sogenannten Täuferkäfige bekannt ist. 1536 wurden in ihnen die Leichen der hingerichteten Anführer des Täufereichs von Münster ausgestellt. Damit sie „allen unruhigen Geistern zur Warnung und zum Schrecken dienen, dass sie nicht etwas Ähnliches in Zukunft versuchten oder wagten“, heißt es in den Chroniken.

Oben angekommen, greift die Türmerin zunächst zum Telefon. Die Meldung bei der Hauptfeuerwache ist Pflicht. Martje Salje ist wie alle ihre Vorgänger Angestellte der Stadt und der Feuerwehr zugeteilt. Das war und ist sinnvoll. Dachstuhlbrände sind von hier oben viel besser zu erkennen als von unten. Dann ist es auch schon Zeit.

20:58 Uhr: Die zierliche Frau mit den rotblonden Haaren legt ein blaues Cape um, greift sich das kupferne große Horn von der Wand und betritt den schmalen Turmumgang. Ihr Blick geht auf Münsters „gute Stube“ hinunter. Auf dem Prinzipalmarkt, unter den Arkaden und vor dem historischen Rathaus herrscht reges Treiben in Kneipen und Restaurants.

21 Uhr: Die neun Schläge der Glocken von Sankt Lamberti kommen wie Donnerhall und lassen den Kirchturm leicht erzittern. Martje Salje schreitet zur Tat, bläst dreimal in ihr Horn gen Süden, wenig später dreimal gen Westen und noch dreimal gen Norden. Nie nach Osten. Das ist Tradition. Im Osten von Kirchen lagen früher die Friedhöfe, und die Totenruhe solle nicht gestört werden. So wird es heute noch zur Begründung angeführt.



▲ In drei Himmelsrichtungen bläst Martje Salje vom Turm der Kirche St. Lamberti.

Das Ritual wiederholt sich bis Mitternacht alle halbe Stunde. Jedes Mal steigt Martje Salje danach noch auf einen großen Quaderstein am Rande der Brüstung, lehnt sich weit über diese hinweg und grüßt von unten heraufschauende Menschen. Höhenangst ist ihr fremd.

Den Traumjob gefunden

„Münster war immer mein Traum“, erzählt die gebürtige Bremerin. Sie hat in Norwegen gelebt, ist mit einer Band durch die Lande gezogen und hat die Welt bereist – Europa, Kanada, die USA. Jetzt hat sie in Münster ihre Heimat gefunden. Die 37-Jährige ist seit 2014 im Amt und möchte den Job „bis zur Rente“ machen. Sie sei „angekommen“ und könne sich nichts anderes mehr vorstellen. Dies sei ihr Platz, ihre Erfüllung.

Zwischen dem Tuten, wie das Hornblasen in der Türmersprache heißt, schreibt die Historikerin und Musikerin Gedichte und bestückt

bei Treffs der Arbeiterwohlfahrt, wo sie von ihrer Arbeit und der Geschichte der Türmer in Deutschland erzählt. Zur Gitarre singt sie historische Lieder und zitiert Gedichte wie Georg Thurmaiers „Türmers Nachtgesang“ von 1938: „Ich hab die Welt verlassen und stehe auf dem Turm, ich kann die Sterne fassen und sprechen mit dem Sturm. Ich banne die Gespenster und lebe fern dem Spott, der Wind pocht an mein Fenster und spricht vom lieben Gott.“ Seit Kurzem ist sie mit einem Pianisten unterwegs und singt Chansons von Edith Piaf.

Das Türmeramt in Münster geht bis ins Jahr 1383 zurück. Martje Salje ist nicht nur die erste Frau in diesem Amt, sondern auch eine starke Vertreterin ihrer Zunft. An gut einem halben Dutzend Orten in Deutschland versehen noch Türmer als Wächter ihren Dienst. Zwei weitere Frauen sind derzeit dabei: im Blauen Turm von Bad Wimpfen (Baden-Württemberg) sowie in der Paul-Gerhardt-Kirche in Lübben (Brandenburg).

Inzwischen ist es Mitternacht. Zwölf Schläge von Sankt Lamberti hallen durch die Altstadtstraßen. Die letzten Touristen blicken hinauf. Wer Glück hat, sieht einen rotblonden Haarschopf. „Tuut, tuut, tuut“ tönt es aus 75 Metern Höhe. Manch Münsteraner winkt und grüßt. Denn er weiß, Martje Salje grüßt gerade zurück.

Johannes Schönwälder



▲ Die Einkaufsstraße in Münsters Altstadt mit der Kirche St. Lamberti ist hell erleuchtet. Fotos: KNA



Wenn das System funktioniert

Finanzaufsicht im Vatikan macht Verdachtsfälle sichtbar: 150 Vorgänge im Jahr 2017

ROM – Der Kampf gegen Geldwäsche im Vatikan geht weiter. Der Schweizer René Brühlhart hat seinen sechsten Jahresbericht als Chef der vatikanischen Finanzaufsichtsbehörde vorgestellt. Der Papst sei sehr interessiert an Transparenz und an der Arbeit der Behörde Brühlharts, hieß es in Rom.

Die Verbindung zwischen Geld und Vatikan weckt bei vielen immer wieder die Vorstellung, hinter den vatikanischen Mauern würden auch krumme Geschäfte gemacht. Diese Vorstellung stimmt zum Teil sogar. Papst Franziskus hat – wie etliche seiner Vorgänger – immer wieder betont: Menschen sind Sünder. Und im Vatikan arbeiten Menschen. Doch ein großes Anliegen des Heiligen Vaters ist, Missmanagement und Korruption in „seinem“ Staat zu unterbinden und zu ahnden. Dafür ist der Anwalt René Brühlhart zuständig.

„Wir dürfen nicht vergessen, dass wir erst seit relativ kurzer Zeit



▲ René Brühlhart verantwortet die Finanzaufsicht im Vatikan. Foto: KNA

aktiv sind und die gesamte Geldwäsche-Gesetzgebung zuerst neu aufgesetzt werden musste“, betonte dieser. Er kam 2011 als Berater in den Vatikan und leitet seit 2014 als erster Laie die vatikanische Finanz-

aufsichtsbehörde AIF (Autorità di Informazione Finanziaria).

2017 gab es 150 Verdachtsmitteilungen. Im Vorjahr waren es 207. In den vergangenen fünf Jahren waren es insgesamt über 1200; bis 2012 wurden nur sechs verzeichnet. „Da sieht man den Unterschied, wenn es ein funktionierendes System gibt“, erklärte Brühlhart. Acht der verdächtigen Vorgänge 2017 wurden zur weiteren Untersuchung den zuständigen Strafverfolgungsbehörden vorgelegt.

Im vergangenen Jahr gab es für Brühlhart einige wichtige Ereignisse hinter den vatikanischen Mauern. Im Oktober kam es zur Verurteilung des früheren Direktors der vatikanischen Kinderklinik „Bambino Gesù“, Giuseppe Profiti. Wegen Amtsmissbrauch erhielt er eine Haftstrafe von einem Jahr auf Bewährung.

Profiti wurde vorgeworfen, Stiftungsgelder des Krankenhauses für die Renovierung der Privatwohnung des ehemaligen Kardinalstaatssekretärs Tarcisio Bertone abgezweigt zu haben. In der Gerichtsverhandlung

ging es um 422 000 Euro. Ein halbes Jahr nach diesem Prozess wurde ein früherer Chef der Vatikanbank IOR, Angelo Caloia, wegen Unterschlagung und Geldwäsche angeklagt. Auch in diesem Fall war die Finanzaufsichtsbehörde ausschlaggebend.

Sämtliche EU-Richtlinien sind eingeführt, bilaterale Abkommen geschlossen. Der Expertenausschuss des Europarats (Moneyval) schreibt in seinem Report vom Dezember, die AIF sei auf dem Weg, eine starke Behörde zu werden.

Keine Banken oder Börse

Man dürfe nicht vergessen, erläuterte Brühlhart, dass es im Vatikan eigentlich keine kommerziell tätigen Banken, keine Börse, keine Versicherungsunternehmen, keine Treuhänder und keine Anwälte, die im Finanzbereich zuständig sind, gibt. Deshalb habe er „ein maßgeschneidertes System“ für den Vatikan eingeführt, „das funktioniert und nachhaltig ist“.

Mario Galgano

Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Mai

Für die Sendung der Laien: Christen sind in der heutigen Welt vielfach herausgefordert; sie mögen ihrer besonderen Sendung gerecht werden.



Im Dienst an Papst und Kirche

Neue Ordnung für Kurie: Entwurf steht, doch Abschluss braucht noch Zeit

ROM (mg) – Doch nicht so schnell fertig wie gedacht: Die neue Kurienordnung braucht noch Zeit, sagen die Berater des Papstes. Der neunköpfige Kardinalsrat hat vergangene Woche mit Franziskus den Entwurf der neuen „Apostolischen Konstitution der Römischen Kurie“ überarbeitet und ist zu dem Schluss gekommen, dass das Dokument noch nicht veröffentlicht werden kann.

Vatikansprecher Greg Burke informierte über die jüngste Sitzungsrunde. Dabei ließ er sich ei-

nige Einzelheiten zum Inhalt des neuen Dokuments entlocken. Der Text betone, dass die vatikanischen Behörden „im Dienst am Heiligen Vater und den Ortskirchen“ stehe und dass ihre Aktivitäten „pastoralen Charakter“ trügen. „Die Verkündigung des Evangeliums und der missionarische Geist“ sollten die „Perspektive“ allen Handelns der gesamten Kurie darstellen.

Beim Treffen sprach der Interims-Präfekt des Kommunikationssekretariats, Lucio Ruiz, über den Stand der Reformen im vatikanischen Medienbereich. Der Kardi-

nal Sean O'Malley unterrichtete die Teilnehmer über die Entwicklungen bei der päpstlichen Kommission für Kinderschutz. Das sind derzeit die beiden Themen, mit denen sich der Pontifex am meisten beschäftigt.

Von den neun Kardinälen, die dem Rat angehören, fehlte durchgehend nur der Australier George Pell, der sich in seiner Heimat Missbrauchsvorwürfen stellt. Die Beratungen sind jedes Mal von Montag bis Mittwoch angesetzt, sodass Franziskus an den ersten beiden Tagen teilnehmen kann. Die nächste Sitzung findet vom 11. bis 13. Juni statt.

DIE WELT



MISSBRAUCHSSKANDAL IN CHILE

Verantwortung übernehmen

Opfer treffen Papst Franziskus: Es reicht nicht, nur um Verzeihung zu bitten

ROM – Es waren Treffen voll von eindrücklichen Momenten und Emotionen: Papst Franziskus begegnete am Wochenende mehreren Missbrauchsoptionen aus Chile, die dafür extra nach Rom gereist sind. Mit ihnen zu sprechen, sei der ausdrückliche Wunsch von Papst Franziskus gewesen, sagte Vatikansprecher Greg Burke.

In einem Vorgespräch traf Franziskus die dreiköpfige Gruppe bereits am Freitagabend. Danach sprach der Papst mit jedem Missbrauchsoptioner einzeln. Es handelte sich um „offene Gespräche“, die „absolut privat“ gehalten wurden. Über die Inhalte der Gespräche werde der Vatikan daher keine weiteren Angaben machen, erläuterte Burke.

In einem Klima des Vertrauens und der Linderung des Leids sei es der Wille des Papstes gewesen, die Gäste aus Chile „für so lange Zeit wie nötig“ sprechen zu lassen. Festgelegte Zeiten oder Inhalte gab es deshalb auf Franziskus' ausdrücklichen Wunsch hin nicht. „Seine Prio-

rität ist es, den Opfern zuzuhören, sie um Vergebung zu bitten und die Vertraulichkeit dieser Gespräche zu respektieren“, heißt es in einer Vatikan-Mitteilung.

An der Begegnung mit dem Papst nahmen Juan Carlos Cruz, James Hamilton und José Andrés Murillo teil. Die drei Missbrauchsoptioner hatten vor Monaten die chilenische Öffentlichkeit auf die Missbrauchsfälle in ihrem Land hingewiesen. Nun sehen sie sich als Vertreter für Missbrauchsoptioner aus aller Welt. Es war für sie eine Besonderheit, nicht nur nach Rom zu kommen, sondern sich auch mehrere Tage als Gäste in dem vatikanischen Gästehaus Santa Marta aufhalten zu dürfen, in dem Papst Franziskus wohnt.

Treffen mit Bischöfen

In einem Monat will der Papst alle Bischöfe aus Chile zu einer Lagebesprechung im Vatikan empfangen. Die Opfer durften also vor den Bischöfen dem Papst ihre Sicht der Dinge erläutern. „Voller Respekt

und aufrichtig“ habe Murillo den Papst darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, „Verantwortung für den Missbrauch, Fürsorge zu übernehmen“ und nicht nur um Verzeihung zu bitten, erklärte Murillo nach dem Treffen, das nach seinen Angaben zwei Stunden dauerte.

Im Mittelpunkt des Missbrauchsskandals steht der chilenische Priester Fernando Karadima. Der heute 87-jährige Geistliche zählte über Jahrzehnte zu den einflussreichsten Priestern seines Landes. Aus seinem Kreis gingen mehrere Bischöfe hervor, unter ihnen Juan Barros. Ihn beschuldigen Opfer Karadimas der Mitwisserschaft.

Papst Franziskus hatte solche Vorwürfe gegen Bischof Barros bei seinem Chile-Besuch im Januar noch als „Verleumdungen“ bezeichnet, seine Einschätzung aber danach öffentlich revidiert. In einem Brief an die chilenischen Bischöfe schrieb der Papst, er sei nicht wahrheitsgemäß und vollständig über die Missbrauchsfälle informiert worden.

Mario Galgano

FRONLEICHNAM

Franziskus verändert langjährige Tradition

ROM (KNA) – Papst Franziskus verlegt seine Feier des Fronleichnamsfests in eine römische Vorstadtgemeinde. Er hält am 3. Juni abends eine Messe in Ostia. Danach findet eine Prozession zur benachbarten Pfarrei Nostra Signora di Bonaria statt. Damit ändert Franziskus eine jahrzehntealte Tradition: Seit 1982 führte der Umgang von der Lateranbasilika nach Santa Maria Maggiore.

Johannes Paul II. hatte vor dem Hintergrund seiner Herkunft aus dem kommunistischen Polen auf die Form einer öffentlichen Glaubenskundgebung besonderes Gewicht gelegt. Erstmals 1982 hielt er die Fronleichnamsmesse vor der Lateranbasilika und trug anschließend die Monstranz zur Basilika Santa Maria Maggiore. Später wurde dafür ein umgebauter Pritschenwagen benutzt, auf dem der Papst vor der Monstranz kniete.

GEBET FÜR OPFER

Papst fordert Frieden für Nigeria

ROM (KNA) – Nach einem Massaker in Nigeria hat Papst Franziskus zu Eintracht und Frieden in dem westafrikanischen Land aufgerufen. Erneut seien Christen getroffen worden, darunter zwei Priester, beklagte er am Sonntag. „Wir vertrauen diese Brüder und Schwestern dem barmherzigen Gott an; er helfe jener so sehr geprüften Gemeinschaft, Eintracht und Frieden wiederzufinden.“

Bewaffnete hatten im süd-nigerianischen Aya-Mbalom eine katholische Kirche überfallen und mindestens 19 Menschen getötet. Bei den Angreifern handelte es sich Zeugen zufolge um Angehörige des muslimischen Hirtenvolks der Fulani, die mit ihren Herden wegen der anhaltenden Trockenheit in Nordnigeria nach Süden wandern. Dabei kommt es immer wieder zu Konflikten mit der vorwiegend christlichen Bevölkerung.



▲ Die Papstreise nach Chile im Januar war vom Missbrauchsskandal überschattet. Franziskus nannte die Vorwürfe gegen Bischof Juan Barros Verleumdungen. Nun hat er das Gespräch mit den Opfern gesucht und sich entschuldigt. Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



Johannes Müller ist Chefredakteur unserer Zeitung.

Johannes Müller

Widerspruch spricht fürs Kreuz

Jahrzehntelang wehklagen Kirchenführer und Gläubige über die öffentliche Säkularisierung. Zigtausende gingen in Bayern 1995 gegen das Kruzifix-Urteil auf die Straße. Nun hängt ein bayerischer Ministerpräsident persönlich ein Kreuz auf – und stößt auf geharnischten Protest. Wie das?

Freilich ist es normal, dass FDP, SPD und Grüne Sturm dagegen laufen, was das bayerische Kabinett beschlossen und Markus Söder eigenhändig in der Staatskanzlei vollzogen hat: Ab 1. Juni muss in bayerischen Behörden ein Kreuz hängen als Symbol „unserer bayerischen Identität und Lebensart“. Auch aus kirchlichen Reihen kommt fast mehr Widerspruch als Beifall.

Richtig an der Kritik: Söder zweckentfremdet – oder gar missbraucht – ein religiöses Symbol. Er instrumentalisiert. Aber das tut das „Rote Kreuz“ auch. Söder befindet sich außerdem im Wahlkampf – er instrumentalisiert das Kreuz indirekt für sich und seine Partei. Doch sind nicht jene noch viel scheinheiliger, die seit Jahren ein ums andere Mal fordern, die Unionsparteien müssten sich auf ihr „C“ besinnen? Jetzt tut es endlich einer und bezieht dafür Prügel.

Wem schadet das Kreuz? Wenn es am Eingang einer Behörde auch nur ein einziges Mal Anlass zum Nachdenken gibt und dazu anregt, sich auf seine wie auch immer gearbeteten religiösen und geistigen Wurzeln zu be-

sinnen – es wäre gut. Selbst, wenn das Kreuz zum Widerspruch an- und aufregt, wie jetzt, handelt es sich doch um einen seltenen öffentlichen Zustand geistiger und kultureller Wachheit. Der greise Simeon prophezeite Maria, ihr Sohn werde zum „Zeichen, dem widersprochen wird“ (Lukas 2,34).

Ich persönlich begrüße die Initiative. Sie stellt gleichsam einen Ausgleich her zu diversen richterlichen Beschlüssen auf Bundes- und Europaebene. Zudem ist mir das Kreuz – neben ihm gerne andere Religions-Symbole – tausendmal lieber als die neunmalklugen, meist völlig unbedarfte Pseudo-Aufgeklärtheit andernorts. Viele wissen ja nicht einmal mehr, was ein Kreuzzeichen bedeutet.



Monika Gräfin Metternich ist Mutter von fünf Kindern, hat Theologie und Religionspädagogik studiert und ist als Autorin tätig.

Monika Gräfin Metternich

Ein altes und neues Problem

Neulich erzählte eine junge Mutter in größerer Runde, dass der Religionsunterricht ihrer Kinder beklagenswert sei. Die christlichen Feste kämen gar nicht vor, von den Inhalten des christlichen Glaubens sei nie die Rede. Nun kann man diese Erfahrung sicher nicht verallgemeinern, wird aber viele Eltern finden, die das genauso bestätigen können.

Wenn dann wie jedes Jahr die Reporter von Radio- und Fernsehstationen losziehen, um Kinder und Jugendliche auf der Straße zu befragen, was denn „Ostern“ oder gar „Pfingsten“ bedeute, werden die einen sich winden vor Scham über die Antworten, und andere gar nicht wissen, was an den Antworten „Osterhase“ oder „keine Ahnung“ so

schrecklich sein soll. Da ist die Entdeckung erstaunlich, dass C. S. Lewis dasselbe Phänomen bereits im Jahr 1946 in einem Vorwort zu einem pädagogischen Buch beschrieb: „Wenn der jungen Generation nie gesagt wurde, was Christen glauben, und wenn sie nie ein Argument für diesen Glauben gehört hat, dann ist damit ihr Agnostizismus oder ihre Gleichgültigkeit vollauf erklärt.“

Lewis hielt sich aber nicht mit der Empörung über schlechte Lehrpläne und der nicht gelingenden Weitergabe von christlichen Inhalten auf. Er sah die Schlüsselstellung zur Glaubensweitergabe nicht in der Schule mit ihren staatlich sanktionierten Lehrplänen, sondern ausschließlich in überzeugten Chris-

ten: einerseits die Eltern und Großeltern selbst, die das, was sie trägt und hält mitsamt Gründen und Inhalten, ihren Kindern vermitteln, auch und gerade durch ihr Vorbild. Doch mehr noch: „Wenn wir die Erwachsenen von heute zu Christen machen, bekommen die Kinder von morgen eine christliche Erziehung.“

Bei Erwachsenen anzusetzen, klingt für die meisten von uns recht ungemütlich. Aber statt über die mangelnde Qualität des Religionsunterrichts zu klagen, wäre es doch sinnvoller, über unsere Feste und deren Inhalte zu sprechen – mit Nachbarn, mit anderen Eltern. Interesse kann es nur für etwas geben, wovon man erfährt. Und dann: „Komm und sieh!“



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Kein Platz für Antisemitismus

Notwendig war, dass sich der Bundestag mit überwältigender Mehrheit für das Existenzrecht Israels ausgesprochen hat. Menschlich war, dass Tausende Deutsche aus Solidarität mit ihren jüdischen Mitbürgern eine Kippa trugen. Aber so langsam muss der Eindruck entstehen, als sei schon wieder das freie Leben der deutschen Juden in existenzieller Gefahr.

Ist es aber nicht. Im Gegensatz zum Nationalsozialismus haben die Menschen jüdischen Glaubens die gleichen Rechte wie die christlichen oder muslimischen. Jüdische Veranstaltungen werden von der Polizei geschützt, für neue jüdische Synagogen gibt es staatliche Zuschüsse, gleiches gilt für jüdische Schulen und Sozialeinrichtungen.

Allerdings müssen die Deutschen aufpassen, dass einige wenige bekannt gewordene Übergriffe auf Juden – von denen jeder einer zu viel ist – nicht den Eindruck erwecken, Juden seien wieder gefährdet. Sind sie nicht. Wichtiger, als aus Solidarität eine Kippa zu tragen, ist etwas anderes: Bei antisemitischen Übergriffen muss der Staat handeln – sofort!

Wenn Kinder in der Schule als Juden gemobbt werden, müssen die Lehrer die betreffenden Kinder und ihre Eltern sofort einbestellen und ihnen deutlich machen, dass im Wiederholungsfall sofort der Schulverweis droht – oder bei asylsuchenden Eltern die Anerkennung als Flüchtling oder Asylant widerrufen wird. Wer Juden verprügelt, muss sofort

die Härte des Gesetzes spüren und nicht erst in Monaten, wenn er selbst die Sache schon verdrängt hat. Sofortige Sanktionen sind notwendig und wirkungsvoll. Sie sprechen sich schnell herum.

Es ist ebenso falsch wie gefährlich, den angeblich grassierenden Antisemitismus immer wieder in den Mittelpunkt zu rücken. Der Staat muss vielmehr deutlich machen: Wer Juden angreift, den trifft das Gesetz mit voller Härte. Und zwar sofort! Das muss für Rechtsradikale genauso gelten wie für jüdenfeindliche Ausländer. Das schließt selbstverständlich einen entsprechenden Schulunterricht nicht aus. Auch der Religionsunterricht kann hier eine wichtige Rolle spielen.

Leserbriefe

Reicht dasselbe Eucharistieverständnis?

Die Debatte um den Kommunionempfang für konfessionsverschiedene Ehepartner beschäftigt unsere Leser weiter. Dürfen in diesem Sonderfall auch Protestanten, die das katholische Eucharistieverständnis teilen, die heilige Kommunion entgegennehmen? Unsere Leser sind unterschiedlicher Meinung.

Wenn in einer Ehe ein Teil katholisch und der andere evangelisch ist, dann sind sie im Glauben getrennt. Man darf über die Unterschiede nicht einfach hinwegsehen. Das würde die Ökumene nicht fördern, sondern ihr hinderlich sein. Nach unserem katholischen Verständnis werden in der Heiligen Messe Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt. Gleichzeitig wird das Kreuzesopfer Christi auf unblutige Weise erneuert und vergegenwärtigt.

Die Protestanten teilen diese Überzeugung nicht. Darum dürfen wir Katholiken bei den Protestanten nicht das Abendmahl empfangen und die Protestanten bei uns nicht die heilige Kommunion, weil in beiden Fällen unser katholischer Glaube verleugnet würde. Zudem kann es eine wahre Einheit im Glauben nur durch eine außergewöhnliche Gnade Gottes geben, um die man inständig beten muss. Gott wird diese Gnade nicht geben, wenn der wahre Glaube verleugnet wird.

P. Johannes Öttl,
86479 Aichen

Diese behutsame Öffnung, die seit Jahrzehnten angestrebt und teils schon praktiziert wird, ist ein dringend notwendiger Schritt in die richtige Richtung. Viele Ehen hätten gerettet werden können, wenn die Kirche die Ehepaare, die vor Gott eins sind, nicht beim Heiligsten (Eucharistie und Abendmahl) getrennt hätte, so dass sie nicht gemeinsam kommunizieren durften und sich in keiner Kirche mehr zu Hause fühlen konnten.

Die beste Begründung für die Öffnung, die ich bisher las, ist diese:

Wenn die Ehe zwischen einem getauften Mann und einer getauften Frau von Christus dem Herrn zur Würde eines Sakraments erhoben wurde (laut Kirchenrecht) und die Gatten sich gegenseitig das Ehesakrament spenden, dann kann auch ein evangelischer Christ einem katholischen Christen ein Sakrament spenden.

Warum sollte diese sakramental qualifizierte Teilhabe an der Sendung der Kirche dann plötzlich dort ihre Grenzen finden, wo es um den Empfang der Eucharistie geht? Dieser Ausschluss ist für mich widersinnig, wider Jesu Vorhalten und Lehren, wider Gottes Geist.

Elisabeth Böhm,
86742 Fremdingen

Ich liebe den vatikanischen Glanz und die Feierlichkeiten unserer katholischen Kirche, ihre Prozessionen, Gesänge und liturgischen Farben, weil mich diese sinnlich wahrnehmbare Steigerung positiven Lebens innerlich weitet, aus dem Alltag erhebt und zu höchstem Lebensgefühl aufrichtet. Die feierliche Erhebung unseres Lebens triebes ist ein Urbedürfnis des Menschen.

Im Kleinen erlebe ich das, wenn mich meine gesanglich bewegte Seele körperlich ergreift, den alltäglichen Ballast fallen lässt und mich ohne erkennbaren Anlass zum Singen aufrichtet: In hymnischer Gestimmtheit wandelt sich mir die Welt! Der Geist weht, wo er will, egal, ob die Kirche auf ihrer Wahrheit sitzen bleibt oder sich vertrauensvoll zu einer erlösenden Sichtweise der Eucharistie erhebt.

Lucia Tentrop,
14057 Berlin

So erreichen Sie uns:
Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de



▲ Eine neue Handreichung der Deutschen Bischofskonferenz soll es evangelischen Ehepartnern von Katholiken im Einzelfall ermöglichen, die Kommunion zu empfangen, wenn sie das katholische Eucharistieverständnis teilen. Die Leser sind dazu geteilter Meinung. Foto: KNA

Reise / Erholung

Kur an der Polnischen Ostseeküste in Bad Kolberg
14 Tage ab 299 €, mit Hausabholung 70 €
Tel. 0048947107166

Kaufgesuche

Wir kaufen
Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160, www.wm-aw.de Fa.

Buchen Sie jetzt
Ihre Anzeige

Kontakt: 08 21/5 02 42-25/-34

Verschiedenes

Fa. OBERMEIER

Wir entrümpeln für Sie:
Wohn-, und
Haushaltsauflösungen,
vom Keller bis zum Dach.
Besenrein,
kompetent & zuverlässig.
Telefon: 082 71 / 421 98 11
01 79 / 659 71 68
Römerstraße 12
86405 Meitingen

HAARAUSFALL IN DEN WECHSELJAHREN?

Nicht warten – gleich handeln!

Plurazin® 49
Speziell für das Haar ab 50

Plurazin® 49 Intensiv Kapseln

Plurazin® 49 Intensiv Sprüh Serum

Plurazin® 49 Pflege+Volumen Shampoo

Rezeptfrei in allen Apotheken



Plurazin® 49
ist studienbelegt, wirksam und sehr gut verträglich.
www.plurazin.de



Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Frohe Botschaft

Sechster Sonntag der Osterzeit

Lesejahr B

Erste Lesung

Apg 10,25–26.34–35.44–48

Als Petrus in Cäsaréa beim Hauptmann Kornélius ankam, ging ihm dieser entgegen und warf sich ehrfürchtig vor ihm nieder. Petrus aber richtete ihn auf und sagte: Steh auf! Auch ich bin nur ein Mensch.

Dann begann Petrus zu reden und sagte: Wahrhaftig, jetzt begreife ich, dass Gott nicht auf die Person sieht, sondern dass ihm in jedem Volk willkommen ist, wer ihn fürchtet und tut, was recht ist.

Noch während Petrus dies sagte, kam der Heilige Geist auf alle herab, die das Wort hörten. Die gläubig gewordenen Juden, die mit Petrus gekommen waren, konnten es nicht fassen, dass auch auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen wurde. Denn sie hörten sie in Zungen reden und Gott preisen.

Petrus aber sagte: Kann jemand denen das Wasser zur Taufe verweigern, die ebenso wie wir den Heiligen Geist empfangen haben? Und er ordnete an, sie im Namen Jesu Christi zu taufen. Danach baten sie ihn, einige Tage zu bleiben.

Zweite Lesung

1 Joh 4,7–10

Liebe Brüder und Schwestern, wir wollen einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe.

Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, dass Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben.

Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat.

Evangelium

Joh 15,9–17

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wie mich der Vater geliebt hat, so habe auch ich euch geliebt. Bleibt in meiner Liebe! Wenn ihr meine Gebote haltet, werdet ihr in meiner Liebe bleiben, so wie ich die Gebote meines Vaters gehalten habe und in seiner Liebe bleibe.

Dies habe ich euch gesagt, damit meine Freude in euch ist und damit eure Freude vollkommen wird. Das ist mein Gebot: Liebt einander, so wie ich euch geliebt habe. Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt.

Ihr seid meine Freunde, wenn ihr tut, was ich euch auftrage.

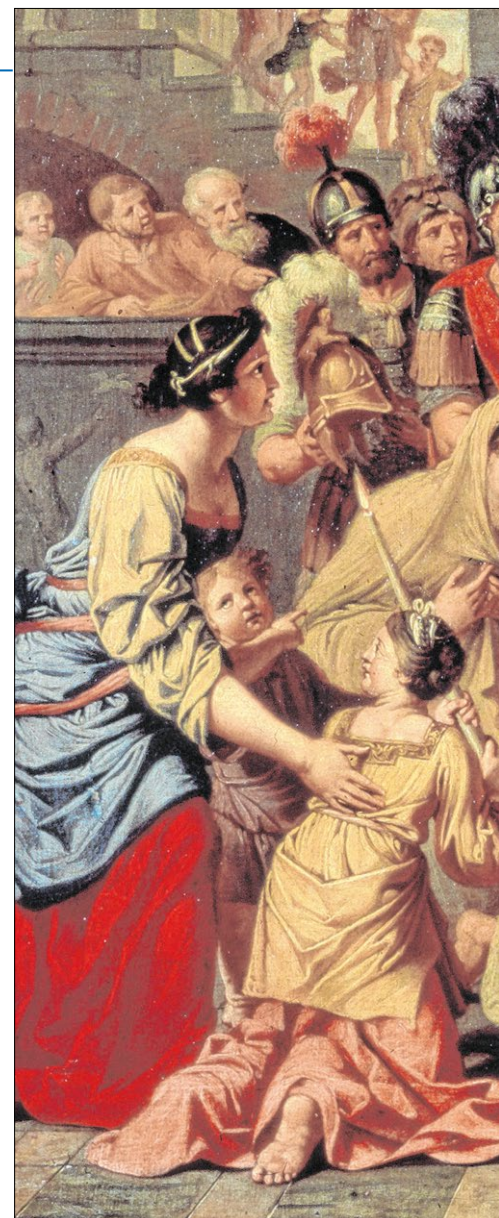
Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe.

Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt. Dann wird euch der Vater alles geben, um was ihr ihn in meinem Namen bittet.

Dies trage ich euch auf: Liebt einander!

► In der ersten Lesung geschieht die erste Taufe eines Nichtjuden. Hier dargestellt von Michel Corneille d. Ä. um 1658, Eremitage, Sankt Petersburg.

Foto: Heritage Images/Fine Art Images/akg-images



Die Predigt für die Woche

Suche Frieden in der Welt – und in mir

von K. Rüdiger Durth

In der Einladung zum 101. Deutschen Katholikentag in Münster kommende Woche heißt es: „Suche Frieden – in der Welt, in der Gesellschaft, in mir, mit Gott.“ Damit ist das Programm mit über



1000 Veranstaltungen für zehntausende Christen in der Stadt umrissen, in der 1648 der 30-jährige Krieg beendet wurde – ein katholisch-evangelischer Krieg, aber auch ein Krieg der politischen Interessen. Vor allem aber ein Krieg, der Millionen Todesopfer forderte, Seuchen wie die Pest begünstigte und ganze Länder zerstörte.

Auch vier Jahrhunderte später wüten in unserer Welt Kriege, fordern Millionen Tote, treiben 60 Millionen Menschen in die Flucht, legen ganze Länder wie Syrien in Schutt und Asche. Kein Tag, an dem uns dieser Krieg nicht in den Nachrichten erreicht. Und dann diese Aufforderung: „Suche Frieden!“ Wo? Etwa in Syrien? Und mit wem? Mit islamistischen Terroristen?

„Suche Frieden“ ist nicht nur eine Aufforderung an die politisch Verantwortlichen, sondern auch an uns. Wieviel Unfriede herrscht nicht auch unter uns? Fremdenfeindlichkeit und erstarkender Antisemitismus, Missgunst nicht nur unter Nachbarn, sondern auch in vielen Familien, Neid auf Menschen, die mehr verdienen als wir. Und wenn wir tiefer nach den Ursachen fragen,

dann stoßen wir schnell auf den Unfrieden, den wir mit Gott haben. Dabei tut Gott alles, um uns die Hand zum Frieden zu reichen und uns Mut zu machen, auch anderen Menschen die Hand zum Frieden zu reichen. Diese Hand hat auch einen Namen: Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene.

Sie ahnen vielleicht, dass ich Ihnen Mut machen möchte, sich kurzfristig zu einer Teilnahme an diesem großen Glaubensfest in Münster zu entschließen. Und wenn es nur für ein oder zwei Tage ist. Es lohnt sich. Je mehr Teilnehmer nach Münster fahren, desto größer wird die Ausstrahlungskraft dieses Treffens sein – auf uns selbst, aber auch auf die politisch Verantwortlichen, die vor Ort sind oder das Geschehen in Münster in den Nachrichten verfolgen.

Wichtig ist vor allem, dass wir als Teil der christlichen Gemeinschaft erfahren, was es heißt, Frieden mit Gott zu schließen – etwa in den großen Gottesdiensten, den Gebetskreisen, den persönlichen Gesprächen am Rande der einzelnen Veranstaltungen oder beim gemeinsamen Essen auf dem Katholikentags-Gelände.

Sie haben Lust bekommen, sich mit vielen anderen Menschen auf die Suche nach Frieden zu begeben – in der Welt, in der Gesellschaft, in uns und vor allem mit Gott? Für die Teilnahme ist es nicht zu spät. Entscheiden Sie sich für Münster! Sie werden es nicht bereuen. Wir Christen werden nur dann für die Welt zum Friedensboten werden, wenn wir gemeinsam den Frieden suchen.



Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 2. Woche, 6. Osterwoche

Sonntag – 6. Mai Sechster Sonntag der Osterzeit

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Oster-Prf, feierlicher Schlussegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 10, 25-26.34-35.44-48, Aps: Ps 98,1.2-3b.3c-4, 2. Les: 1 Joh 4,7-10, Ev: Joh 15,9-17

Montag – 7. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 16,11-15, Ev: Joh 15,26 – 16,4a; **Messe vom Bitttag, Prf Osterzeit** (violett; auch Dienstag und Mittwoch möglich); MB II² 272; ML VIII 298-302

Dienstag – 8. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 16,22-34, Ev: Joh 16,5-11

Mittwoch – 9. Mai

Messe vom Tag (weiß); Les: Apg 17,15.22 – 18,1, Ev: Joh 16,12-15

Donnerstag – 10. Mai Christi Himmelfahrt

Messe vom Hochfest, Gl, Cr, eig. Prf, in den Hg I-III eig. Einschub, feierlicher Schlussegen, Entlassungsruf (weiß); 1. Les: Apg 1,1-11, Aps: Ps 47,2-3.6-7.8-9, 2. Les: Eph 1,17-23 oder 4,1-13 (oder 4,1-7.11-13), Ev: Mk 16,15-20

Freitag – 11. Mai

Messe vom Tag, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt (weiß); Les: Apg 18,9-18, Ev: Joh 16,20-23a

Samstag – 12. Mai

Hl. Nereus und hl. Achilleus, Märtyrer

Hl. Pankratius, Märtyrer

Messe vom Tag, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt (weiß); Les: Apg 18,23-28, Ev: Joh 16,23b-28; **Messe von den hl. Nereus und Achilleus, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL; **Messe vom hl. Pankratius, Oster-Prf oder Prf Himmelfahrt** (rot); Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

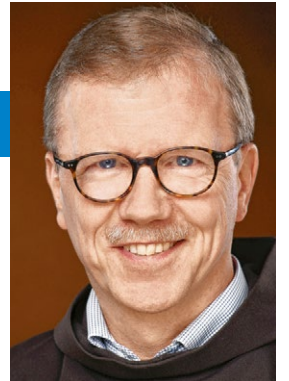
Gebet der Woche

Lieber Herr Jesus,
du, der die Welt mit Liebe erschaffen hat,
der mit Liebe geboren wurde,
mit Liebe diente,
mit Liebe auf Erden wandelte,
mit Liebe geehrt wurde,
mit Liebe litt,
mit Liebe starb,
mit Liebe aus dem Grab auferstand:
Ich danke dir für deine Liebe,
mit der du mich und die ganz Welt liebst.
Und ich bete zu dir jeden Tag:
Bitte lehre auch mich lieben.
Amen.

Mutter Teresa von Kalkutta

Glaube im Alltag

von Pater Cornelius Bohl OFM



Abschiednehmen tut weh. Da hört etwas auf. Jeder Abschied ist Verlust, ein bisschen wie Sterben. Das gilt vor allem dann, wenn er endgültig ist. Das weiß jeder, der die Heimat verloren hat, den Lebenspartner oder eine Hoffnung.

Dennoch kann es mitten im Abschiedsschmerz eine tiefe Dankbarkeit geben für das, was nicht mehr da ist. Manchmal erkenne ich den Wert einer Sache erst, nachdem ich sie verloren habe. Ich meine nicht die trügerische Verklärung des Vergangenen. Aber ich entdecke erst als Erwachsener die Bedeutung der Kindheit. Wie wichtig ein Lebensabschnitt war, wird oft dann bewusst, wenn er vorbei ist. Und was mir ein Mensch bedeutet hat, merke ich vielleicht erst, wenn er für immer fehlt.

Paradoxe Erfahrung: Gerade durch Abschied und Trennung hindurch kann neue Verbundenheit entstehen. Mit dem Abschied vom Elternhaus beginnt eine erwachsene Beziehung zwischen Eltern und Kindern. Meine Vergangenheit ist vorbei – und bleibt doch da, weil sie mich zu dem gemacht hat, der ich heute bin. Der Tod eines Menschen schmerzt. Aber in dieser Trauer kann er neu gegenwärtig sein, anders als vorher, aber wirklich. Abschied ermöglicht neue Beziehung, Trennung schafft neue Gegenwart.

Die Himmelfahrt Jesu ist ein Abschied, der die Jünger traurig macht. Der Auferstandene muss Maria von Magdala ausdrücklich ermahnen: Halte mich nicht fest! Lass mich los! An Pfingsten werden sie erleben, wie

durch die Trennung hindurch neue Beziehung entsteht: „Es ist gut für euch, dass ich fortgehe. Denn wenn ich nicht fortgehe, wird der Beistand nicht zu euch kommen; gehe ich aber, so werde ich ihn zu euch senden“ (Joh 16,7). Jesus geht – und bleibt dadurch neu gegenwärtig in seinem Geist. Er geht – und bleibt gerade so präsent in der Kirche. Als Kirche werden die Jüngerinnen und Jünger erwachsen. Jesus ist gegangen und hat sie damit in ihre eigene Freiheit und Verantwortung entlassen. Wenn sie sich für ihn entscheiden und von ihm senden lassen, erleben sie eine neue Beziehung zu ihm.

Ich darf Jesus nicht festhalten. Manchmal muss ich Vorstellungen von ihm loslassen, damit er mir in neuer Weise gegenwärtig wird. Im Abschied von liebgewonnenen Frömmigkeitsformen der Vergangenheit kann meine Beziehung zu ihm erwachsener und tiefer werden. Jesus ist nicht da, wo ich mich an ihn klammere. Er ist da, wo ich versuche, in seinem Geist zu leben. Auch die Kirche verliert momentan vieles, was sie gerne festhalten möchte. Das verunsichert und tut weh. Aber auch dieser Abschied kann Voraussetzung sein für eine neue Form der Christusgegenwart.

Abschiede gehören zum Leben. Und sie gehören zum Glauben. Sie sind schmerzlich. Das ist die eine Seite der Medaille. Manchmal gibt es noch eine andere Seite: tiefe Dankbarkeit, die in eine neue Beziehung führt.

WORTE DER GLAUBENSZEUGEN: ROMAN KARL SCHOLZ

Glaubenszeuge der Woche

Roman Karl Scholz

geboren: 26. Januar 1912 in Mährisch-Schönberg
hingerichtet: 10. Mai 1944 in Wien
Gedenken 10. Mai

Scholz, als Gymnasiast Mitglied des sudetendeutschen katholischen Jugendbunds „Staffelstein“, trat 1930 bei den Augustiner-Chorherren in Klosterneuburg ein und wurde 1936 zum Priester geweiht. Anfangs noch der Meinung, der Nationalsozialismus sei das beste Bollwerk gegen den Kommunismus, änderte er beim Besuch des Nürnberger Reichsparteitags seine Meinung und wurde zum entschiedenen Nazi-Gegner. 1938 war er Mitbegründer der ersten österreichischen Widerstandsgruppe, der späteren „Österreichische Freiheitsbewegung“. 1940 von einem Spitzel angezeigt, wurde er am 23. Februar 1944 zum Tode verurteilt. Unter dem Titel „Ich werde immer bei euch sein“ wurden seine 158 Gedichte aus dem Gefängnis veröffentlicht. *red*



„Jetzt im Sterben darf ich sein Jünger sein“

Scholz richtete kurz vor seiner Verurteilung ein heimliches Schreiben, einen „Kassiber“, nach Klosterneuburg.

Darin schreibt er: „Liebe Mitbrüder! Bevor sich der letzte Akt meiner Tragödie vollzieht und mir die Verurteilung jede Möglichkeit nimmt, mit ein paar Zeilen einen letzten Dank abzustatten, nütze ich die Gunst der Stunde dazu, es zu tun. Ich weiß nur allzu gut, wie erzwungen euer Schweigen war – und zugleich klug, gleich dem meinen. Ebenso habe ich nie daran gezweifelt, dass ich nicht vergessen und verlassen war, und weiß, dass ich es heute weniger bin, denn je. Dass vielmehr alles geschieht, was geschehen kann, um mein Leben zu retten. Ich darf aber nicht verhehlen, dass ich reichlich pessimistisch bin, was einen guten Ausgang meiner Sache betrifft.“

So möchte ich dennoch einiges sagen, was mir am Herzen liegt. Vorerst: Ich muss annehmen, dass man meine Person als (recht fadenscheinigen) Vorwand benützt hat, um den lange vorbereiteten Schlag gegen das Stift zu führen. Soll ich mich verteidigen? Ich meine, jeder Vorurteilslose weiß hier klar Bescheid. Ich wage sogar zu sagen, dass mein Wirken und mein Tod, so Gott will, der Grund dafür sein

wird, dass unser Haus glorreich wiederersteht. Man glaube mir: Was ich getan habe, das tat ich aus der Not meines Gewissens heraus. Was ich als Christ und Mensch bedauern muss, tut mir herzlich leid. Als Mann und Patriot habe ich nichts zu bereuen. Vor meinen Freunden und der Nachwelt bin ich ebenso gerechtfertigt wie vor mir selber. Daran vermögen auch die ganze Justizkomödie und alle Versuche, mich moralisch zu erledigen, nichts zu ändern. Gäbe es eine freie Verteidigung, wären andere die Angeklagten, nicht ich, selbst *rebus sic stantibus* (da die Sachen so stehen).

Schön, ich trage Eulen nach Athen! Wer ich war und was ich geschaffen, wird die nahe Zukunft offenbaren (es sei denn, dass alles im Chaos versinkt!). Vielleicht werdet ihr dann stolz darauf sein, dass ich zu euch zählte. Ich bin eurer Hilfe wert, dessen seid gewiss! Und bleibe ich wider Erwarten am Leben, so werde ich euch – wie meinen Getreuen – zu danken wissen. Andernfalls lebt Einer, der vergilt, was man dem Geringsten der Seinen getan.

Was ich bisher durchgemacht, war ein Purgatorium. Was jetzt bevorsteht, gibt der Hölle nicht viel nach. Ohne Gottes Gnade wäre es nicht leicht zu tragen. In ihm vermag man alles. So hoffe ich, ungebrochen wie bisher, das Ganze

durchzustehen. Vergnügen ist der Henkerstod ja keines, noch weniger das Auf-ihn-Warten, aber ich weiß mich in bester Gesellschaft (in Gegenwart und Vergangenheit!). Ich weiß auch, wofür ich sterbe: Für alles, was groß und gut und edel ist, und zum guten Teil auch für Gottes Wort. Hasst man mich nicht doppelt, weil ich Priester bin – neben meiner gefährlichen Geistigkeit mein Hauptverbrechen? Im Leben bin ich leider meinem Herrn und Meister so wenig gefolgt. Jetzt im Sterben darf ich sein Jünger sein.

Süßer Stolz erfüllt mich jedes Mal, wenn ich die Passio lese: Wie viel darf ich mit meinem Gotte gemeinsam haben! Es heißt nun, sich dieser Gnade wert erweisen. Lebt also wohl! Euer Gebet und Gedenken wird mir die Kraft erlehen, weiter wie ein Mann und Christ zu dulden und auch das Schwierigste im Leben zustande zu bringen. Das rechte Sterben! Nehmt meinen Dank für alles! In caritate XI. Romanus.“

Abt em. E. Kränkl; Gefängnisfoto: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, Foto: oh

Roman Karl Scholz finde ich gut ...



„Mich beeindruckt Roman Karl Scholz, weil er sich nicht nur von dem anfangs für ihn attraktiven Nationalsozialismus abwandte, sondern auch zum Mitgründer der ersten Widerstandsgruppe in Österreich wurde. Nachdem er verraten und inhaftiert worden war, schrieb Scholz berührende Gedichte, die erkennen lassen, dass er nicht mit Freilassung und Rettung rechnete. Bei seiner Hinrichtung auf dem Schafott offenbarte er in seinen letzten Worten seine Motivation: ‚Für Christus und Österreich.‘“

**Alipius C. Müller CanReg,
Augustiner-Chorherrenstift
Klosterneuburg**

Zitate

von Roman Karl Scholz

In der Gefängniszelle entstand folgendes Gebet:

*„Du bist die Kraft, durch die ich alles trage.
Du bist die Wahrheit, die ich mutig sage.
Du bist das Leben, das ich sühmend gebe.
Du bist der Tod, aus dem ich ewig lebe.“*

In seinem Gedicht „Bis zur Vollendung“, das zu seinem Testament gehört, bezeichnet sich Scholz als Blutzzeuge:

„Längst fiel der Tand des Lebens / von meinem Wesen ab. / Ganz nackt und selbst / stehe ich im Sturm des Schicksals / vorm Angesicht des Nichts. / Ein letzter Blick zurück: / zu euch, den Lieben, die ich lasse. / Ihr sollt nicht weinen. / Denn Martyrer sind Sieger! / Ihr sollt mich künden: / in meinem Werk wie eurem Wirken. / Ich muss in euch sein: / als Liebe, die euch drängt und treibt.“



Nach dem Attentat auf Rudi Dutschke 1968 (unten) eskaliert der Protest der Studenten. In Frankreich geht die Polizei mit Gewalt gegen die Unruhen vor.

Schüsse und eine Zeitenwende

Blutiger Auftakt zur „Revolution“: Vor 50 Jahren gingen Studenten auf die Barrikaden

PARIS/BERLIN – Schüsse auf einen Studenten, ein Attentat in Berlin und Barrikadenkämpfe in Paris: Der Auftakt zum „revolutionären“ Jahre 1968 war blutig. Vor genau 50 Jahren versuchte die Polizei in Frankreich, die Unruhen gewaltsam einzudämmen. Die Zeichen standen auf Sturm.

„Die 68er“ wecken nach wie vor Emotionen. „Ich bin und bleibe ein 68er“, sagte Ex-Grünen-Außenminister Joschka Fischer vor einigen Jahren mit Pathos in einem Interview. Das dürfte manchem „Revoluzzer“ von einst ein verklärtes Lächeln ins Gesicht gezaubert haben. Die AfD dagegen will weg vom „rotgrün versuchten und leicht versiffen 68er-Deutschland“.

Manche Historiker warnen davor, die Bedeutung von 1968 zu überhöhen. Die Protestler schüttelten den Muff von 1000 Jahren aus mancherlei Talaren. Aber nicht alles, was an die Stelle trat, war unbedingt besser. Trotzdem: Die mit dieser Jahreszahl verbundene Epoche lieferte einige Momente, die sich im kollektiven Bewusstsein festgesetzt haben.

Dazu gehören die Bilder der Unruhen in Paris, die vom 10. auf den 11. Mai in der „Nacht der Barrikaden“ gipfeln. Genau einen Monat zuvor wurde in Berlin auf den Wortführer der deutschen Studentenbe-

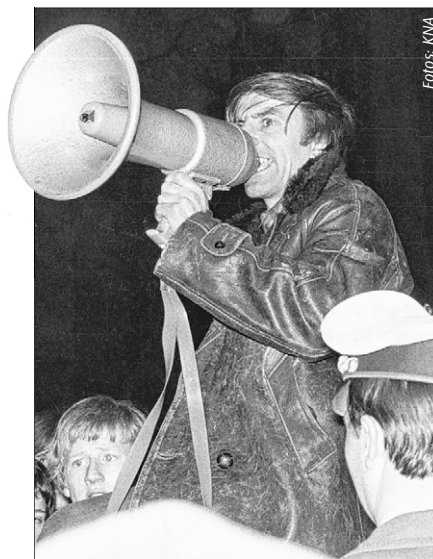
wegung, Rudi Dutschke, geschossen. Auch die Proteste in Frankreich haben ein Gesicht: das von Daniel Cohn-Bendit. „Ganz schön große Töne“ habe der rothaarige Deutsch-Franzose gespuckt, erinnert sich Mitstreiter Alain Geismar.

Während sich Cohn-Bendit bald in der Rolle als Anführer sonnt, fühlte sich Dutschke dabei nicht immer wohl, schreibt Richard Vinen in seinem Überblick „1968 – Der lange Protest“. Dutschkes Freund Bernd Rabehl habe dessen Reden mit dem Auftritt eines Jazzmusikers verglichen, der gar nicht so genau wisse, wohin seine brillanten Improvisationen führen würden.

Nach Frankreich geflohen

Auch sonst verlief beider Leben unterschiedlich: Dutschke, der einst Sportreporter werden wollte, wuchs als gläubiger Protestant auf. Cohn-Bendit stammte aus einer jüdischen Familie. Seine Eltern waren vor den Nationalsozialisten nach Frankreich geflohen.

Die Gründe für die Proteste sind vielfältig: Der von den USA in Vietnam geführte Krieg politisiert junge Menschen weltweit. In Deutschland wie in Frankreich kommen soziale und wirtschaftliche Umbrüche hinzu. „Damals wird auch die Messe in Latein abgeschafft, und der Sozia-



Fotos: KWA

list François Mitterrand fordert in seinem Wahlprogramm das Recht auf Verhütungsmittel“, fügt Alain Geismar hinzu. In der Bundesrepublik ist das Erbe der NS-Zeit immer noch lebendig. Die Zeichen stehen auf Sturm – zumindest in Teilen der Gesellschaft.

Das herablassend bis autoritäre Auftreten der Staatsgewalt heizt die Stimmung unter den Studenten zusätzlich an. Auf alarmierende Berichte über die „subversiven Elemente“, die drohen, das öffentliche Leben lahmzulegen, reagiert Frankreichs Staatschef Charles de Gaulle mit ungläubigem Erstaunen: „Diese Kinder? Diese Spaßvögel?“

In Berlin knüppeln Polizisten 1967 Demonstrationen gegen den iranischen Schah Mohammed Reza Pahlevi und seine Gattin Farah Diba nieder. Einer von ihnen schießt dem Studenten Benno Ohnesorg in den Hinterkopf. Kurz darauf erliegt der junge Mann seinen Verletzungen.

Rudi Dutschke spricht wenig später vom „langen Marsch durch die Institutionen“, der vor den Protestlern liege. Viele sollten sich später tatsächlich auf den Weg machen. Dutschke selbst ist das nicht beschieden. Der rechtsextreme Hilfsarbeiter Josef Bachmann beendet mit seinem Attentat eine mögliche politische Karriere. Dutschke überlebt zwar schwerverletzt, stirbt aber an Heiligabend 1979 im dänischen Aarhus an den Spätfolgen.

In Paris ziehen ein paar Wochen später Schwaden von Tränengas durch die Straßen. Barrikaden wecken Erinnerungen an die Revolutionen von 1830 und 1848 – auch wenn das Ganze mehr an „Werke der Performancekunst“ gemahnt, meint Autor Vinen. Einen Giganten zwingen die Unruhen allerdings doch in die Knie. Am 29. Mai verschwindet de Gaulle plötzlich nach Baden-Baden. „Alles ist hin“, klagt der Präsident. Im Jahr darauf tritt er zurück. Nur eine Episode im „langen Protest“ der 68er.

Joachim Heinz

„SUCHE FRIEDEN“ MIT MUSIK

Statt Kampf ein Dialog der Töne

Jüdisch-arabisches Jugendorchester tritt beim Katholikentag in Münster auf



▲ Die jungen jüdischen und arabischen Israelis im „Arab Jewish Orchestra“ wollen mit den Mitteln der Musik aus dem kulturellen und politischen Gegeneinander des Nahen Ostens ein Miteinander machen. Fotos: Arab Jewish Orchestra

JERUSALEM/MÜNSTER – „Suche Frieden“ heißt das Motto des Katholikentags in Münster. In fünf Tagen finden allein 160 Musikkonzerte statt. Auch das „Arab Jewish Orchestra“ wird auftreten. Im gemeinsamen Musizieren wollen die jungen Araber und Juden aus dem Heiligen Land ihre Sicht eines friedlichen Miteinanders in einer unfriedlichen Region deutlich machen.

Gemeinsam spielen sie neu arrangierte Volksweisen aus beiden Kulturkreisen bis hin zu abendländischer Klassik: mehrere Musikwelten auf einer Bühne. „Dieses Orchester zu betreuen, den Musikern zu begegnen und sie zu beobachten, ist wirklich faszinierend“, erklärt eine Studentin begeistert nach einer Vorstellung. „Ich kann nur sagen, dass es für mich eines der berührendsten und beeindruckendsten Erlebnisse überhaupt war, ein einmalig schönes Projekt. Ich hoffe, es wird weiter bestehen und so zu einem kleinen Stein auf dem Weg des Friedens werden.“

Ein anderer junger Konzertbesucher meint: „Das Konzert hat mich sehr berührt. So muss es klingen, wenn alle Nationen in Frieden miteinander leben werden. Wie es vor dem UN-Gebäude und in Jesaja 2 geschrieben steht: Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden und sie werden den Krieg nicht mehr lernen.“ Das Orchester lasse diese Vision lebendig werden.

Das „Arab Jewish Orchestra“ wurde im Jahr 2000 in Israel gegründet. Musikalisch treffen in ihm verschiedene Traditionen aufeinander. Neben Geige und Cello gehören arabische Saiteninstrumente wie die Oud, ein Vorläuferinstrument der europäischen Laute, zur Besetzung. Musik orientalischer Komponisten, der jüdischen Tradition und der europäischen Klassik werden speziell für das Orchester arrangiert und im musikalischen Dialog zum Klingen gebracht. Dirigent ist Nizar Elkathar.

Menschen verbinden

Dass Musik Menschen verbinden kann, zeigt die Tatsache, dass vor dem Hintergrund der schwierigen politischen Situation in Israel

in diesem Jugendorchester die Friedenssehnsucht zur gelebten Überzeugung wird. Dabei proben die jungen Musiker auch den friedlichen Umgang miteinander. Sie setzen sich mit einer ihnen zunächst fremden Musik auseinander und erleben unterschiedliche Traditionen als Bereicherung für ihre persönliche und musikalische Entwicklung. Das vermag sich dann auch im gelebten Alltag durchzusetzen.

Die Musik will Festgefahrenes in Bewegung bringen und eine Dynamik erzeugen, wo alles blockiert zu sein scheint. Das Programm der 24 jungen jüdischen und arabischen



Israelis zwischen 15 und 23 Jahren besteht vor allem darin, aus dem kulturellen Gegeneinander mit den Mitteln der Musik ein Miteinander zu gestalten.

Während sie zusammen musizieren, entwerfen sie wie in einem Laborexperiment gleichsam ein Modell für die israelisch-arabische Gesellschaft von morgen. Eine Gesellschaft, in der Misstrauen und Vorurteile zwischen den Bewohnern des Landes durch gegenseitiges Verstehen und offene Kommunikation abgebaut werden.

Kreatives Musizieren

Die kulturellen Wurzeln der Musizierenden gehen im großen Ganzen nicht unter. Interkulturalität wird mit Leben gefüllt. Statt Kampf der Kulturen herrscht ein Dialog der Töne. Dabei erleben die jungen Menschen beim gemeinsamen kreativen Musizieren gegenseitigen Respekt und Teamdenken. Das soll helfen, sie zu Menschen zu machen, die bereit sind, Verantwortung für sich und für andere zu übernehmen.

Einer der jungen Musiker formuliert es so: „Wenn wir zusammen spielen wollen, müssen wir uns alle fühlen, als wären wir eine Person. Wenn man also gemeinsam übt und improvisiert, gibt es kein Eigenes und kein Fremdes mehr.“

Dann gibt es keine Privilegierten und Außenseiter mehr. Dann hat jede und jeder eine Aufgabe.“

Im Nahen Osten wird oft um Worte gerungen. Man verabschiedet Verträge, die doch nicht eingehalten werden. Resolutionen werden veröffentlicht, die nur Papierwert haben. Die Musik des „Arab Jewish Orchestra“ bietet einen anderen Weg der Annäherung, selbst wenn daraus kein politisches Programm abgeleitet werden kann.

Es wird immer die Aufgabe der Politiker sein, einen Ausweg aus der verknoteten Konfliktsituation des Nahen Ostens zu finden. Deshalb sind sich die jungen Menschen im „Arab Jewish Orchestra“ mit ihrer Friedensvision wohl bewusst, dass ihre Musik kein Problemlöser sein wird. Als Hoffnungsspende kann sie jedoch ein Zeichen setzen.

Karl-Heinz Fleckenstein





▲ Bevor es auf die Strecke ging, war die Junge Aktion in Prag unterwegs. Dabei durfte ein Besuch der Prager Burg natürlich nicht fehlen.

Fotos: Junge Aktion

VON PRAG NACH MÜNSTER

Orte, die zum Frieden mahnen

Die Junge Aktion radelt zum Katholikentag – Etappenziele mit Symbolkraft

PRAG/MÜNSTER – Offiziell beginnt der Katholikentag in Münster am Mittwoch. Eine kleine Gruppe der Jungen Aktion (JA) hat sich bereits vergangenes Wochenende in die westfälische Domstadt aufgemacht: Sie ist von Prag aus mit dem Rad losgefahren. Ein bewusst gewählter Ort – genauso wie die Etappenziele unterwegs.

Münster als Austragungsort des Katholikentags 2018 – das weckte bei den Verantwortlichen der Jungen Aktion sofort einige Assoziationen. „Bei Münster mussten wir sofort an das Fahrrad denken. Das ist ja sozusagen das Symbol dieser Stadt“, sagt JA-Bundessprecher Matthias Melcher. „Somit kamen wir auf die Idee, nach Münster zu radeln.“ Die Stadt weist bundesweit den zweithöchsten Rad-Anteil auf.

Doch wo sollte die Tour beginnen? Bei dieser Frage kam die Historie ins Spiel: In Münster wurde 1648 mit dem Westfälischen Frieden der 30-jährigen Krieg beendet, der 1618 durch den Prager Fenstersturz ausgelöst worden war. Somit war Prag als Startort prädestiniert. „Da die JA als Jugendorganisation der Ackermann-Gemeinde ohnehin einen engen Bezug zu Tschechien hat, waren schon alle Grundpfeiler des Projekts gesetzt“, erklärt Melcher.

Die Ackermann-Gemeinde wurde nach dem Zweiten Weltkrieg von Vertriebenen aus Böhmen, Schlesien und Mähren gegründet. Sie setzt sich

seither für die Aussöhnung zwischen Deutschen und Tschechen ein. Die Junge Aktion organisiert immer wieder Begegnungen zwischen den mitteleuropäischen Nachbarn.

Am vergangenen Samstag radelte die JA in Prag los. Bevor es auf die Strecke ging, standen noch Stippvisiten bei bedeutenden Orten der tschechischen Hauptstadt auf dem Programm: Deutsche Botschaft, Prager Burg und Kloster auf dem Weißen Berg. Dort spendete der



▲ Nach dem Reisesegen machte sich die Junge Aktion auf den Weg nach Münster. Bundessprecher Matthias Melcher (vorne) führt das Peloton an.

Erzabt des Klosters Břevnov den Reisesegen.

Das Motto des Katholikentags „Suche Frieden“ begleitet die Junge Aktion auf ihrer Radtour. Rund 800 Kilometer sollen in zehn Etappen bewältigt werden. An den ersten beiden Tagen besuchte die Radgruppe Lidice und Theresienstadt. In Lidice ermordeten die deutschen Besatzer 1942 fast alle männlichen Einwohner; das Dorf wurde dem Erdboden gleichgemacht. In Theresienstadt befand sich ein Konzentrationslager. „Das sind natürlich Orte, an denen schreckliche Verbrechen begangen wurden“, sagt Bundessprecher Melcher. „Jetzt aber rufen sie als Erinnerungsorte zum Frieden auf.“

Nachdem am dritten Tag der Tour die tschechisch-deutsche Grenze passiert worden war, ging es über Dresden nach Leipzig. In Dresden stand die Frauenkirche im Fokus, die im Zweiten Weltkrieg durch Luftangriffe schwer beschädigt wurde und daraufhin in sich zusammenfiel. Nach ihrem Wiederaufbau wurde sie 2005 wieder eröffnet. Leipzig steht symbolisch für den Fall der DDR: Die dortige Nikolaikirche gilt als einer der Ausgangspunkte der friedlichen Revolution 1989/90.

Neben der Symbolkraft des Rads und der Etappenorte ist laut Melcher auch der Aspekt des bewussten Reisens wichtig. Für einen Radler ergäben sich viele spontane Begegnungen und Gespräche „Das ist auch ein Sinn des Projekts: bei der

Suche nach dem Frieden mit Menschen ins persönliche Gespräch zu kommen.“

Für die Teilnehmerin Tatiana Lemesaniová ist die Radtour eine große Herausforderung. „Aber da wir in guter Gemeinschaft sind, macht es auch viel Spaß. Wir besuchen viele spannende Orte und das spornt uns an“, sagt die junge Tschechin.

Unterwegs gut gerüstet

Als Unterkünfte hat die JA Pensionen oder Jugendherbergen gebucht. Teilweise sind die jungen Leute auch in Gastfamilien untergebracht. Falls es auf der Strecke einen Platten gibt oder ein Teilnehmer eine Pause braucht, ist ein Begleitfahrzeug in Rufweite. Sollte es ein größeres Problem geben, ist dem Bundessprecher nicht bange: „Wir fahren ja nicht durch die Pampa“, stellt er augenzwinkernd klar.

Wenn alles glatt läuft, kommt die Radgruppe am Montag in Münster an. Am Katholikentag wird die Junge Aktion ihr Projekt im Foyer der Bezirksregierung am Domplatz präsentieren. Dabei werden die Radler von ihren Eindrücken erzählen und Statements der Menschen, mit denen sie ins Gespräch gekommen sind, zeigen. Außerdem wird das Projekt am Mittwoch im Vorprogramm des Eröffnungsgottesdiensts und am Samstag auf der Aktionsbühne Süd der Kirchenmeile präsentiert. *Matthias Altmann*

VOR 200 JAHREN GEBOREN

Die Weltrevolution blieb aus

Ob gewollt oder nicht: Karl Marx bereitete den Boden für den roten Terror

Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern.“ Kaum jemand würde behaupten, dass Karl Marx dieses selbstgesteckte Ziel nicht erreicht hätte. Er wurde zu einem der einflussreichsten deutschen Denker. Seine Ideen sollten die Menschheitsgeschichte verändern – allerdings in den meisten Fällen keineswegs zum Guten. Dessen ungeachtet scheint Marx heute eine Renaissance zu erleben, gilt er doch vielen Kommentatoren als hellstichtiger Prophet der sozialen Fehlentwicklungen und Konflikte der heutigen Globalisierung. Andere sehen in ihm einen geistigen Brandstifter und Wegbereiter der totalitären Diktaturen von Lenin, Stalin, Mao oder Pol Pot.

Der große Dialektiker Marx steckte selbst voller Widersprüche: Er selbst wollte sich nicht als „Marxist“ bezeichnen, sondern nannte seine Theorie „Historischen Materialismus“. Er schrieb zwar das „Kapital“, konnte aber selbst nie mit Geld umgehen. Als er das Manuskript seines Hauptwerks zum Verleger schicken wollte, hatte er nicht einmal Geld für das Porto. Als Proletarier würde Marx dennoch kaum durchgehen: Wenn seine finanziellen Verhältnisse es einmal zuließen, pflegte er einen großbürgerlichen Lebensstil, beschäftigte eigene Dienstmoten und war besonders stolz darauf, seine Standesgrenzen nach oben durchbrochen und eine Adelige geheiratet zu haben.

Sein stattliches Geburtshaus in der Trierer Brückenstraße, wo er am 5. Mai 1818 das Licht der Welt erblickte, zeugt ebenfalls nicht von Armut. Karl war das dritte von neun Kindern des liberalen Anwalts Heinrich (ursprünglich Herschel) Marx und seiner Gattin Henriette Pressburg, aus deren holländischer Familie später auch der Gründer des Philips-Konzerns

hervorging. Sowohl Vater als auch Mutter stammten aus bedeutenden Rabbinerfamilien.

Die Familie konvertierte

Um den während der napoleonischen Ära aufgenommenen Advokatenberuf auch unter der preußischen Herrschaft weiterführen zu können, musste Herschel Marx vom Judentum zum Protestantismus konvertieren. Karl und seine Geschwister wurden im August 1824 getauft. Nach seinem Abitur in Trier zog Karl Marx 1835 in die Universitätsstadt Bonn und nahm auf Drängen seines Vaters ein Jurastudium auf. Der Student mit nur mäßigen Noten machte „wegen nächtlichen ruhestörenden Lärmens und Trunkenheit“ auch einmal Bekanntschaft mit einer Gefängniszelle.

1836 verlobte er sich heimlich mit der vier Jahre älteren Jenny von Westphalen aus preußischem Adel. Von Bonn wechselte Karl an die Berliner Humboldt-Universität, wo er manche Jura-Vorlesung schwänzte und sich stattdessen immer mehr mit Geschichte und Philosophie beschäftigte.

1831 war mit Hegel

der bedeutendste Staatsphilosoph seiner Zeit gestorben. Seine Lehren spalteten weiterhin die Geister: Den „Rechtshegelianern“ lieferten sie die Staatsdoktrin für das aufgeklärt-fortschrittliche Preußen. Die radikalen Oppositionellen von den „Linkshegelianern“, denen sich Karl anschloss, rebellierten gegen Übervater Hegel und verwiesen auf die ungelösten Probleme wie Massenarmut, politische Repression und religiöse Intoleranz.

1841 promovierte Karl Marx an der liberaleren Uni Jena zum Doktor der Philosophie. Eine akademische Laufbahn wurde ihm jedoch durch den preußischen Staat verwehrt. Ab

1842 arbeitete er in Köln als Redakteur für die neugegründete liberale „Rheinische Zeitung“. Doch damals herrschte im Deutschen Bund rigoreuse Pressezensur. Die preußischen Beamten machten sich einen Spaß daraus, Marx' Artikel mit roter Tinte zu überschütten und kaum einen seiner Sätze unangetastet zu lassen. Als sich sogar Zar Nikolaus I. über den frechen Journalisten beschwerte, wurde das Blatt verboten.

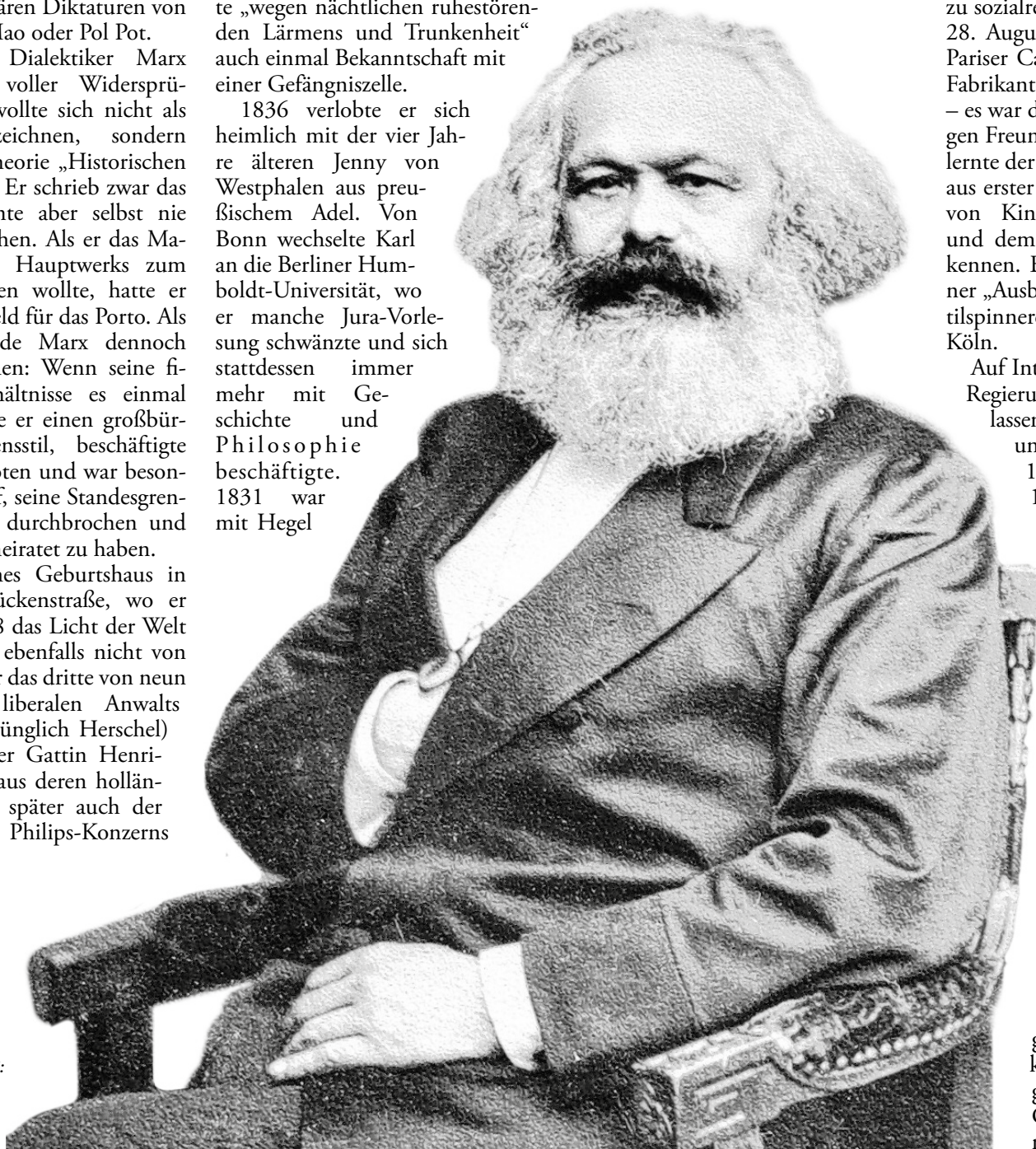
Mit Engels im Café

Im Oktober 1843 gingen Karl und Jenny – die beiden hatten kurz zuvor in Kreuznach geheiratet – nach Paris. Dort fand Marx Zugang zu sozialrevolutionären Zirkeln. Am 28. August 1844 kam er in einem Pariser Café ins Gespräch mit dem Fabrikantensohn Friedrich Engels – es war der Beginn einer lebenslangen Freundschaft. Erst durch Engels lernte der Schreibtischgelehrte Marx aus erster Hand die brutale Realität von Kinderarbeit, Hungerlöhnen und dem Elend der Arbeiterslums kennen. Engels' Vater war einer jener „Ausbeuter“. Ihm gehörten Textilspinnereien in Manchester und Köln.

Auf Intervention der preußischen Regierung musste Marx Paris verlassen. 1845 übersiedelten er und Engels nach Brüssel.

1847 traten sie dem seit 1836 existierenden geheimen „Bund der Gerechten“ bei und drängten deren Gründer Wilhelm Weitling, einen Magdeburger Schneider, beiseite. Die von ihnen gekaperte Organisation benannten sie in „Bund der Kommunisten“ um.

Wie später noch mehrere Male geriet sich Marx dabei als Diktator im Gewand eines radikalen Demokraten. Statt wie bisher im Untergrund zu wirken, sorgte der neue Bund der Kommunisten mit seinem Parteiprogramm für einen Paukenschlag: „Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus!“, verkündete das



► Er ist zweifellos einer der einflussreichsten deutschen Denker: Karl Marx.

Foto: gem

„Kommunistische Manifest“. Wobei die weltbekannte Parole „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ weder von Marx noch von Engels erfunden wurde: Sie stammte ursprünglich von ihrem engen Mitarbeiter Karl Schapper.

Der Zeitpunkt der Veröffentlichung des Manifests am 21. Februar 1848 in London hätte gar nicht besser gewählt sein können, denn nahezu zeitgleich ereignete sich gleichsam die Revolution zum Manifest: Von Frankreich ausgehend brachen sich die Freiheitsbewegungen des Jahres 1848 in ganz Europa Bahn. Durch die belgische Regierung des Landes verwiesen, propagierte Marx von Köln aus seine Ideen in einer von ihm selbst finanzierten Zeitung.

Ständige Geldnot

1849 übersiedelte Marx mit seiner Familie ins Exil nach London. Anfangs reichte es nur für ein schäbiges Quartier im Armen- und Vergnügungsviertel Soho. Von den sieben Kindern des Ehepaars erreichten nur drei Töchter das Erwachsenenalter. Immer wieder musste Engels mit seinen Finanzspritzen Marx aus akuter Geldnot retten. Erst mehrere Erbschaften ermöglichten den Umzug in eine bessere Wohnung in Hampstead. Ab 1875 bewohnte die Familie Marx ein standesgemäßes Haus in der Maitland Park Road. Mit seiner Haushälterin Helene Demuth hatte Marx eine Affäre, aus der ein unehelicher Sohn hervorging – eine schwere Belastung für Jenny.

Nahezu täglich fuhr Marx in von Pferden gezogenen Bussen zur British Library, um dort im Lesesaal zu arbeiten und Abertausende Seiten mit Notizen aus der Fachliteratur und Wirtschaftsstatistiken zu produzieren. Marx recherchierte für „Das Kapital“, das Hauptwerk seiner politischen Ökonomie, welches die theoretischen Grundlagen für den Sturz des Kapitalismus durch die Arbeiterbewegung liefern sollte. 1867 erschien der erste Band, die Bände 2 und 3 wurden posthum durch Engels publiziert.

Marx und Engels haben zu Lebzeiten keineswegs ein systematisch geordnetes und in sich geschlossenes Theoriegebäude erarbeitet. Sie hinterließen ein Korpus von philosophischen Fragmenten und Mosaiksteinen, die viele Fragen offen ließen und zahlreiche Widersprüche enthielten. Viele Passagen im „Kapital“ hat Marx zudem allzu sperrig und unverständlich formuliert.

Jene Lücken und Unklarheiten wurden später von Marx' Nachahmern ausgefüllt, die sich „Marxisten“ nannten. Marx waren sie derartig zuwider, dass er gegenüber Engels kommentierte: „Alles, was



▲ In Karl Marx' Geburtshaus in Trier befindet sich heute ein Museum. Zum Jubiläum wurde es renoviert (Foto oben). Der Marxismus-Leninismus, eine von Lenin entwickelte Spielart der Lehre von Marx und Engels, war in den Ländern des Ostblocks offizielle Staatsdoktrin – auch in der DDR. Fotos: imago, imago/Werner Schulze

ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin!“ Dennoch tragen bereits die direkt von ihm stammenden Lehren diktatorische Erbanlagen in sich. Seine proletarische Revolution war ohne Gewalt und Krieg kaum vorstellbar. Später sollten Lenin, Stalin, Mao und Co. Millionen „Klassenfeinde“ ermorden lassen.

Das Menschen- und Gottesbild des eingefleischten Atheisten ist eine Kampfansage an jegliche Religion. Marx sprach in Anlehnung an Ludwig Feuerbach vom „Opium des Volkes“ und vom „Seufzer der bedrängten Kreatur“: „Der Mensch macht die Religion, die Religion macht nicht den Menschen.“ Seine eigene Theorie entwickelte selbst pseudoreligiöse Züge, mit dem „Kapital“ als quasi-heiligem Text, einer Art Jüngstem Gericht in Gestalt der Weltrevolution und einem utopischen klassenlosen Paradies ohne Ausbeutung.

Doch wo Marx die Abschaffung des Staates prophezeite, führte Lenin den allmächtigen Staat samt strafendem Terror ein, der dann Stalin quasi zu einer roten Gott-

heit erhob. Hegel hatte behauptet, dass menschliche Ideen den Gang der Geschichte bestimmten. Marx stellte dieses Konzept auf den Kopf durch sein „Basis-Überbau“-Modell: Es seien primär die ökonomischen Grundgegebenheiten der menschlichen Existenz, welche Kultur, Philosophie und Religion bestimmten. Hierauf baute er seine deterministische Geschichtsphilosophie auf: Der Kapitalismus, der durch Ausbeutung die Armen immer ärmer und die Reichen immer reicher mache, beschwöre in einer abwärts führenden Spirale immer massivere Krisen herauf und führe unausweichlich in die proletarische Revolution.

Seine Sternstunden erlebte Marx bei der Detailanalyse kapitalistischer Prozesse. Hier hat er tatsächlich viele Entwicklungen der globalisierten Welt wie auch mancherlei Exzesse des heutigen Turbokapitalismus vorhergesagt: die rapide wachsende Kluft in Einkommen und Vermögen, die Monopolisierungsprozesse, fiktives Geld ohne echte Wertschöpfung und sogar die ungezügelt Gier in den Manageretagen.

Die heutige Auslagerung von Niedriglohnarbeitern in die Dritte Welt hätte Marx ebenfalls als Bestätigung seiner Thesen verstanden. Doch er hätte seinen Ohren nicht getraut, hätte er erfahren, dass 20 Jahre vor der großen Banken- und Finanzkrise bereits die kommunistischen Systeme des Ostblocks durch weitgehend unblutige bürgerliche Revolutionen hinweggefegt worden waren.

Auch die wirtschaftliche Blüte westlicher Demokratien mit wachsendem Wohlstand gerade auch für die Arbeiterschaft oder der Aufstieg Chinas von der kommunistischen Massenarmut unter Mao zum kapitalistischen Wirtschaftsgiganten hätte es laut Marx niemals geben dürfen. Marx war vom technischen Fortschritt seiner Zeit fasziniert. Doch ihm fehlte die Fantasie zu erkennen, dass jene technischen Innovationen als bedeutende Quelle von Wohlstand fungieren könnten.

Marx wurde häufig von Krankheiten gequält, zurückzuführen auf eine Lebererkrankung sowie einen ungesunden Lebensstil und Überarbeitung. Sein Gesundheitszustand scheint seine böartigen und grausamen Charakterzüge verstärkt zu haben: Seine Briefwechsel mit Engels enthalten erschreckend unflätige oder rassistische Bemerkungen und übelste Beleidigungen.

Böse Schimpftiraden

Obwohl er selbst aus einer jüdischen Familie stammte, finden sich bei ihm häufig antisemitische Tiraden, und für Chinesen oder Afrikaner hatte er nur Verachtung übrig. Die Polen beschimpfte er einmal als „Völkerabfälle“, und er nannte „die Germanisierung des abtrünnigen Hollands und Belgiens eine politische Notwendigkeit“.

Als Engels am Nachmittag des 14. März 1883 bei seinem Freund nach dem Rechten sehen wollte, fand er Marx tot in seinem Lieblingssessel am Kamin vor. Wenige Monate zuvor waren seine Frau Jenny und die älteste Tochter gestorben. Die Welt nahm damals kaum Notiz von seinem Ableben. Bei Marx' Beisetzung auf dem Friedhof East Highgate am 17. März fand sich nur ein knappes Dutzend Trauernder ein.

Niemand hätte damals geahnt, dass während der größten Ausdehnung des internationalen Kommunismus in den 1970er Jahren „Das Kapital“ zur Pflichtlektüre für rund zwei Drittel der Menschheit erklärt wurde und dass Marx heute noch in China höchste Verehrung genießt. Wobei sich Marx heutzutage vielleicht mehr denn je dagegen verwahren würde, als „Marxist“ bezeichnet zu werden.

Michael Schmid

Weyers' Welt

An diesem Donnerstag erinnern wir uns der Himmelfahrt Christi. Weihnachten hatten wir Christi Erdenfahrt gefeiert. Also hin und zurück. Das Ziel der Hinfahrt können wir sehr genau beschreiben. Es ist unsere Erde. Wir leben auf ihr, schuften auf ihr, feiern auf ihr unsere Feste, essen ihr Brot, trinken ihren Wein. Jesus Christus kommt also zu uns in unseren Lebensbereich.

Bei seiner Rückfahrt wird die Sache schon wesentlich schwieriger. Die Zielangaben sind in den Texten aus der Heiligen Messe zum Himmelfahrtsfest sehr knapp. In der Apostelgeschichte heißt es: „Als er das gesagt hatte, wurde er vor ihren Augen emporgehoben, und eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihn ihren Blicken.“ Im Markusevangelium hören wir: „Nachdem Jesus, der Herr, dies zu ihnen gesagt hatte, wurde er in den Himmel aufgenommen und setzte sich zur Rechten Gottes.“

Kürzer geht es nicht. Wir hätten gerne mehr gewusst. Was ist Himmel? Wo ist Himmel? Wie ist Himmel? Die Kirche vertreibt keine Reiseprospekte mit Schilderungen des Zielorts Himmel. Himmel kann man nicht ins Navi eingeben. Fest steht aber: Es gibt den Himmel. Der Himmel ist da, wo wir Gott sozusagen barrierefrei begegnen.

Eins kann man wohl vorsichtig über diesen Himmel sagen: Es ist das unbegrenzte Dasein, in dem sich alles in absoluter Fülle vollenden wird. Das betrifft alles Geschaffene, alle Geschöpfe, alle Geschichte, alle Pflanzen, alle Tiere, alle unsere Hobbys, meine kläglichen Fähigkeiten im Klavierspiel, alle Menschen und natürlich alle Liebe. Kurz gesagt: Es wird rundum schön sein.

Die Tonart im Himmel wird Singen und Lachen sein. Man darf sagen: Die Tonart ist jetzt schon ohrenerfreuend und herzbegeisternd hell. Denn Himmel ist keine Zukunftsmusik. Er ist Gegenwart. Jesus wird ihn als Geschenk mitbringen, wenn er wiederkommt.



Pfarrer
Klaus Weyers



▲ Schloss Windsor bei London. Nach ihm nennen sich die britischen Royals.

Fotos: gem, imago

BUCHTIPP

Kleiner Prinz, deutsche Ahnen

Von Coburg nach Windsor: Die Ursprünge des britischen Königshauses

Ausgerechnet am Sankt-Georgs-Tag, dem 23. April, kam das dritte Kind des britischen Prinzen William und seiner Frau Kate zur Welt. Dass der kleine Prinz Louis am Patronatstag von Englands Schutzheiligem geboren wurde, begeistert die zahlreichen Royalisten des Landes ganz besonders. Auch in Deutschland erfreut sich das Haus Windsor großer Beliebtheit – vielleicht auch, weil es ursprünglich von dort stammt.

Die Verbindungen der britischen Royals nach Deutschland währen schon Jahrhunderte – und sind dennoch kaum geläufig. Wer sich etwas näher für die Geschichte des englischen Königshauses interessiert, mag noch wissen, dass Königin Victoria, deren Mutter eine deutsche Prinzessin war, durch ihre Heirat mit Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha in England eine ganze Reihe deutscher Traditionen populär machte.

Im Zuge des Ersten Weltkriegs erfolgte allerdings 1917 die Umbenennung des Familiennamens: Aus dem Haus Sachsen-Coburg und Gotha wurde das Haus Windsor, benannt nach der königlichen Residenz Windsor Castle westlich von London. Seither sind die Verbindungen nach Deutschland relativ verschleiert. Das Buch „Das Haus Windsor und seine deutsche Herkunft“ beleuchtet diese – und zwar



▲ Prinz William und Frau Kate präsentieren ihr drittes Kind: Prinz Louis.

umfassender, als man zunächst vermutet.

Das Cover – ein Foto der Hochzeit von Prinz William und Kate

Middleton aus dem Jahr 2011 – setzt offensichtlich auf die Popularität der jungen britischen Royals, nicht zuletzt bedingt durch die anhaltende weltweite Beliebtheit von Williams Mutter, Prinzessin Diana (1962 bis 1991). Doch wer nun lediglich einen bunten Bildband erwartet, wird angenehm überrascht: Zahlreiche Fotos, Gemälde und Landkarten klären über die familiären Verbindungen zwischen England und Deutschland detailliert und anschaulich auf.

Von den 173 Seiten des im Michael Imhof Verlag erschienenen Buchs entfallen etwas überraschend nur sechs auf die gegenwärtige Regentschaft von Queen Elizabeth II. – was einer ausgewogenen Darstellung des Hauses Windsor aber durchaus zuträglich ist. Wer mehr über die Geschichte des englischen Königshauses wissen will, trifft mit diesem ansprechend aufgemachten und mit Liebe zum Detail illustrierten Buch eine gute Wahl.

Victoria Fels

Verlosung

Wir verlosen zwei Exemplare des Buchs „Das Haus Windsor und seine deutsche Herkunft“, zur Verfügung gestellt vom Michael Imhof Verlag. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 16. Mai eine Postkarte mit Ihrem Namen und Ihrer Adresse an: Neue Bildpost bzw. Katholische Sonntagszeitung, Stichwort „Windsor“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg.

Buchinformation

DAS HAUS WINDSOR UND SEINE



DEUTSCHE HERKUNFT
Herausgeber:
Michael Imhof und
Hartmut Ellrich
ISBN: 978-3-7319-0040-5
19,95 Euro

DER BLUTTRITT VON WEINGARTEN

Ein Glaubensfest hoch zu Ross

Rund 2500 Reiter, 4000 Musiker und Tausende Schaulustige ehren Reliquie Jesu

WEINGARTEN – Schon der Name lässt aufhorchen: Blutfreitag. Bald ist es wieder soweit: Am 11. Mai, dem Freitag nach Christi Himmelfahrt, werden Tausende Pferde, Reiter und Musiker ins oberschwäbische Weingarten kommen, um am „Blutritt“ teilzunehmen – und Tausende Pilger werden zuschauen. Bei Europas größter Reiterprozession wird eine Reliquie mit dem Blut Christi durch Stadt und Felder getragen.

Dekan Ekkehard Schmid wird an diesem Tag im Mittelpunkt stehen. Er, der Pfarrer der Kirchengemeinde St. Martin in Weingarten, ist der Reiter, der die Reliquie tragen wird: der Heilig-Blut-Reiter. Alle Augen richten sich auf ihn, wenn er gegen 7 Uhr am Portal der Basilika in Weingarten die Reliquie in Empfang nimmt. „Es ist schwierig zu beschreiben“, versucht Dekan Schmid Einblick zu geben, was in diesem Moment in ihm als Heilig-Blut-Reiter geschieht. „Man spürt einfach: Es ist eine hohe Intensität da.“

Zehntausende Menschen kommen an diesem Tag nach Weingarten. „Es ist ein sehr öffentliches Glaubensfest“, sagt Schmid. Als Teilnehmer dieser Prozession tauche man in eine jahrhundertealte Tradition ein. „Da bekommt man schon eine Gänsehaut“, erzählt der Geistliche. Schließlich sei es auch das einzige Mal im Jahr, dass die Reliquie die Kirche verlasse. Selbst auf das Pferd, das Schmid reitet, überträgt sich diese besondere Stimmung. „Es spürt auch: Ich bin die Mitte“, hat der Dekan beobachtet.

Der Kern der Heilig-Blut-Reliquie besteht aus einem 35 Millimeter langen und zwei Millimeter breiten Stäbchen. Der Legende nach enthält es das Blut Jesu: Der römische Soldat Longinus soll mit der Lanze in die Seite von Jesus gestoßen haben, dabei von Jesu Blut besprenkelt und dadurch erleuchtet worden sein. Anschließend sammelte Longinus Blutstropfen, vermischt mit Erde von Golgotha, auf.

Longinus ging ins italienische Mantua, wo die Reliquie über Jahrhunderte verblieb. Sie wurde geteilt, und ein Teil gelangte um 1090 als

Geschenk ins Kloster Weingarten. Laut Überlieferung fiel die Übergabe der Reliquie auf den Freitag nach Christi Himmelfahrt. Deshalb findet an diesem „Blutfreitag“ traditionell der Blutritt statt.

Mit Mantua unterhält Weingarten seit 1998 eine Städtepartnerschaft. Dabei wurden die jahrhundertealten Verbindungen beider Städte wieder neu belebt und aufgegriffen. Die Abtei unterdessen gibt es nicht mehr, die Benediktiner sind 2010 ausgezogen. Gegründet worden war das Kloster 1056 von den Welfen. Die schwäbische Linie dieses Adelsgeschlechts hat in Weingarten ihre Wurzeln.

In Frack und Zylinder

Der Blutritt ist ein zehn Kilometer langer Umritt, der durch die Straßen Weingartens und die angrenzenden Felder führt. Etwa 2500 Reiter und 4000 Musiker, dazu noch Tausende Zuschauer, werden erwartet. Die Reiterprozession führt zu vier aufgebauten Außenaltären. Teilnehmen dürfen nur Männer und Jungen, gekleidet in Frack und Zylinder.

Was den Blutritt auch auszeichnet, ist seine bürgerliche Tradition. So war der Ritt im 19. Jahrhundert eine Zeitlang eigentlich von der katholischen Kirche verboten worden. „Die Bevölkerung hat dann trotzdem an dem Blutritt festgehalten“, berichtet Ekkehard Schmid.

Neben der Blutritts-Wallfahrt ist auch die Barockbasilika selbst, in der die Reliquie aufbewahrt wird, eine Attraktion. Sie ist Teil der Klosteranlage und wurde von 1715 bis 1724 gebaut. Die Basilika ist fast halb so groß wie der Petersdom in Rom. Ein gewollter Bezug. „Man hat den Petersdom zum Maßstab genommen“, erläutert Dekan Schmid.

Die Kuppel ist 67 Meter hoch. Auch diese ist eine Besonderheit. „Es gibt wenig Kirchen in Deutschland mit einer Kuppel“, bemerkt Schmid. Wegen des Bezugs zum Petersdom wird das Gotteshaus auch „Schwäbisch St. Peter“ genannt. Den päpstlichen Ehrentitel Basilika trägt die Kirche seit 1956.

Christoph Klawitter

► Dekan Ekkehard Schmid trägt die Blutreliquie (siehe auch kleines Foto) in seinen Händen.



▲ Die barocke Basilika in Weingarten wird auch „Schwäbisch St. Peter“ genannt, da sie dem Petersdom in Rom nachempfunden ist. Fotos: Klawitter (2), Derek Schuh

Information

Die Feierlichkeiten beginnen schon am Vortag, 10. Mai. Um 19.15 Uhr findet eine Abendmesse statt, ab 20.30 Uhr dann die Festpredigt durch den emeritierten Kurienkardinal Walter Kasper. Anschließend gibt es eine

Lichterprozession. Am Blutfreitag, 11. Mai, beginnt um 6 Uhr eine Eucharistiefeier. Gegen 7 Uhr wird die Reliquie an den Heilig-Blut-Reiter am Kirchenportal übergeben, die Reiterprozession startet. Gegen 11.15 Uhr findet ein Pontifikalamt mit Kardinal Kasper statt.

Der grüne Wall des Erzbischofs

Jahrhundertlang umgrenzte eine Mauer aus Bäumen und Sträuchern den Rheingau

Dicht an dicht drängen sich die Zweige. Grün schmiegt sich an Grün. Kein Durchkommen ist hier mehr möglich. Selbst das Licht hat Mühe, die Pflanzenmauer zu durchdringen: den lebenden Wall, der Jahrhunderte lang den Rheingau umspannte. Gebüch hieß die grüne Festung, die sich von den Ufern des Rheins quer durch den Taunus zog.

Die Mapper Schanze ist der letzte Rest des Schutzwalls, in deren Schatten man das Gebüch rekonstruiert hat. Was dort nur noch ein paar Meter lang ist, erstreckte sich einst über fast 40 Kilometer. Heute ist das Rheingauer Gebüch nur noch ein nach ihm benannter Wanderweg entlang des ehemaligen Schutzwalls. Die Route beginnt in Niederwalluf am Rhein und führt über Schlagenbad quer durch den Taunus bei Lorchhausen zum Rhein zurück.

Schutzwälle aus Pflanzen waren für die Menschen im Mittelalter nichts Neues. Schon Römer und Germanen kannten grüne Festungen. „Um nun besser die Einfälle der Reiterei ihrer räuberischen Nachbarn abzuwehren“, berichtete Julius Cäsar aus dem Hennegau, „hatten sie überall Hage angelegt vermittelst gekappter Bäume, deren neue, auf den Seiten sprossende Zweige, mit Dornen- und Brombeerbüschen vermischt, die Abwehr bildeten.“

Auch das Umfeld mittelalterlicher Wehranlagen wurde oft mit einem Gebüch gesichert. Bei der Gestaltung kamen wie im Rheingau vor allem Haselnusssträucher und Hainbuchen zum Einsatz, manchmal auch Eichen und andere Bäume. Vermutlich schon im zwölften Jahrhundert hatte man im Rheingau die Idee mit dem lebenden Zaun erdacht. Im Süden bildete der Rhein die natürliche Grenze. Im Westen, Norden und Osten aber waren die Taunuswälder ein offenes Einfallstor, das es zu schließen galt.

Engagierte Förderer des Projekts waren die Mainzer Erzbischöfe. Ihr wertvollster Landbesitz war der Rheingau. Die Natur hat es gut gemeint mit diesem Landstrich, an dessen Südhängen die besten Weine reifen. Kein Wunder, dass vor allem die nördlichen Nachbarn, die an der Lahn beheimateten Nassauer, immer wieder nach dem Rheingau und seinen schmackhaften Schätzen trachteten.

Mit der Mainzer Stiftsfehde kam die größte Bewährungsprobe für das

Rheingauer Gebüch. Im Dezember 1461 versuchten der vom Papst abgesetzte Mainzer Erzbischof Diether von Isenburg und Kurfürst Friedrich von der Pfalz den Rheingau einzunehmen. Nach Besichtigung des Gebüchs sollen die Heerführer den Wall für uneinnehmbar erklärt haben.

Trotzdem wurde das Gebüch wenig später noch einmal verdichtet: im Auftrag des Mainzer Erzbischofs Berthold von Henneberg (1484 bis 1504), der seine Macht mit neuen Bollwerken und dem Ausbau der Landwehr sicherte. Alle Rheingauer Gemeinden wurden verpflichtet, ihr Territorium noch besser zu schützen und das Gebüch zur unüberwindbaren Grenze auszubauen.

Doppelstöckige Bollwerke

So entstanden entlang des Grünstreifens mehr als ein Dutzend großer gemauerter Tore samt Schanzen, die größte in Niederwalluf. Die Bollwerke waren fast alle gleich: doppelstöckig und mit einem hölzernen Dach. Fahrwege verbanden sie, sodass im Angriffsfall Soldaten und Kriegsgerät schnell herbeigeschafft werden konnten. Jede Gemeinde wurde verpflichtet, ihren Grenzabschnitt in Schuss zu halten und das Gebüch zu pflegen.

Das Gebüch war ein meist 50 bis 60 Meter breiter Grünstreifen, dessen neu gepflanzte Bäume, in der Regel Hainbuchen, immer wieder abgeschlagen wurden, um die jungen Triebe anschließend miteinander



▲ Das Gebüch galt lange als undurchdringlich. Der Wall bestand aus gebogenen, miteinander verflochtenen Ästen.

zu verflechten. Zweige und Äste wurden nach unten „gebücht“, was dem grünen Wall schließlich seinen Namen gab.

Im Lauf der Zeit entstand so ein engmaschiger Zaun aus Bäumen und Sträuchern, der ein Durchkommen unmöglich machte oder zumindest sehr erschwerte. Ein eigenes Haingericht wachte über den Zustand der lebenden Mauer, die keiner durchqueren durfte. Streng verboten war das Abschneiden der

Triebe. Es wurde mit zehn Goldgulden Strafe belegt. Wer einen Trampelpfad durch den grünen Wall schlug, musste gar mit der Todesstrafe rechnen.

Mit dem 30-jährigen Krieg geriet der Wall ins Wanken. Weil sich die Waffentechnik stark verbessert hatte, konnten die Schweden unter Gustav Adolf 1631 das Gebüch erstmals auf breiter Front durchbrechen. Das grüne Bollwerk war jetzt kein Hindernis mehr, weshalb das Gebüch im Lauf der Jahre immer mehr verfiel. 1678 beklagte sich Niederwalluf beim Erzbischof über den Zustand seiner Festungsanlagen, die nur noch spärlich repariert wurden. 1687 reklamierte man in Mainz erneut, das Gebüch „ist Nothig zu reparieren“.

Beklagt wurde vor allem, dass immer mehr Bürger das dürre Holz des Walls zum Heizen ihrer Häuser nutzten und sich kaum noch einer fand, um die Äste und Zweige regelmäßig zu bücken. Weil der Wall aber militärisch keinen Sinn mehr machte, gab der Mainzer Erzbischof Emmerich Joseph von Breidbach zu Bürresheim (1763 bis 1774) das Gebüch 1771 schließlich endgültig auf. Einen Teil der Festungsanlagen verwandelte man in Forsthäuser, den Rest trug man zum Bau neuer Wege und Häuser ab. *Günter Schenk*



An der Mapper Schanze ist das einstige Gebüch rekonstruiert.

TOPOGRAPHIE DES TERRORS

Als das braune Grauen begann

Freiluft-Ausstellung „Berlin 1933“ erinnert an den Anfang der Nazi-Diktatur

Berlin ist im Frühjahr und im Sommer oft sehr voll und auch zu laut. Doch hier in der Niederkirchnerstraße – gleich gegenüber vom Preußischen Landtag – herrscht eine fast andächtige, irgendwie auch beklemmende Stille. Schritt für Schritt, Blick für Blick bewegen sich die Besucher durch die neue Freiluft-Ausstellung „Berlin 1933 – Der Weg in die Diktatur“.

Mit bedächtigem Tempo erfassen täglich mehrere tausend Menschen aus dem In- und Ausland die alten Naziplakate, die großflächigen Fotos und die kurzen, prägnanten Erklärtexte. Das steht im krassen Gegensatz zu der fast rasenden Geschwindigkeit, mit der sich Deutschland 1933 innerhalb weniger Monate von einer Demokratie in eine totale Diktatur verwandelte.

Den Gegner „ausräuchern“

Nur zwei Tage nach seiner Ernennung zum Reichskanzler löst Adolf Hitler am 1. Februar den Reichstag auf. In markigen Reden gibt Joseph Goebbels die Marschrichtung vor und spricht vom „Ausräuchern“ des Gegners. 50 000 der schon 420 000 Mann starken Sturmabteilung (SA) werden zu bewaffneten Hilfspolizisten ernannt. Unmittelbar nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar, für den ein niederländischer Kommunist verantwortlich gemacht wird, brechen alle Dämme.

Die SA verschleppt, foltert, misshandelt und tötet fast willkürlich. Viele, die in „Polizeiverhören“ halbtot geprügelt wurden, trauen sich nicht einmal zum Arzt. Einige Bedrängte flüchten sich in den Selbstmord. Der entfesselte Zorn der Nazis richtet sich anfangs vor allem gegen Kommunisten, Sozialisten und Sozialdemokraten. Wahlversammlungen werden gesprengt.

Was heute kaum noch jemand weiß: Schon in den ersten Monaten des „Dritten Reichs“ werden rund 600 Menschen getötet. Diese ersten Opfer der Nazis stehen im Zentrum der neuen Ausstellung der Stiftung Topografie des Terrors, die noch bis Oktober täglich von 10 bis 20 Uhr geöffnet ist. Auf roten Stelen sind ihre Biografien nachzulesen.

Obwohl die Übergriffe überdeutlich anzeigen, welche Gewaltherrschaft bald über das gesamte Land hereinbrechen sollte, wählen Anfang März 43,9 Prozent der Deutschen



▲ Das NS-Regime ist keine drei Monate an der Macht, schon richten sich Boykottmaßnahmen gegen Geschäfte von Juden: „Deutsche! Wehrt Euch!“, hieß es damals.



▲ Unmittelbar nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler beginnt der Terror gegen politische Gegner. Innerhalb weniger Monate werden rund 600 Menschen getötet.



▲ Die Ausstellung „Berlin 1933“ lässt die Zeit der NS-Machtergreifung anhand historischer Fotos, Plakate und Grafiken lebendig werden. Fotos: Kaiser

die NSDAP, weitere acht Prozent die sie unterstützende DNVP. Knapp drei Wochen nach den Wahlen erlassen die Nazis ihr „Ermächtigungsgesetz“. Ab dem 23. März kann Hitler schalten und walten, wie er will. Das Parlament ist entmachtet, Abgeordnete werden verhaftet.

Zeitzeugen notieren, dass plötzlich sogar linke Politiker mit Hakenkreuz durch die Stadt laufen. Das Emblem der Nazis gilt rasch als eine Art Lebensversicherung. Während Hitler den Apostolischen Nuntius, Cesare Orsenigo, hofiert und Teile der Kirchen den neuen politischen Kurs unterstützen, werden ab April Boykottmaßnahmen gegen jüdische Geschäfte verhängt. Schilder „Kauft nicht bei Juden“ werden befestigt, Kunden bedroht.

Nur kurze Zeit später werden jüdische Richter und Justizbeamte, Sozialdemokraten und Kommunisten mit Berufsverbote belegt und Rechtsanwälte am Betreten von Gerichten gehindert. Die „Säuberungen“ des Staatsapparats waren die Vorboten jenes Völkermordes, dem später Millionen Juden zum Opfer fallen sollten.

Besonders beklemmend ist die Ausstellung für ältere Menschen und Berliner, die jene Ecken der Hauptstadt wiedererkennen, an denen die historischen Aufnahmen entstanden sind. Etwa die Fotos jüdischer Geschäfte, der Bücherverbrennungen oder die Bilder vom Tempelhofer Feld, auf dem Hitler vor einer Million Menschen sein Arbeitsbeschaffungsprogramm und das Ende der Gewerkschaften verkündete.

1,3 Millionen Besucher pro Jahr schauen sich die wechselnden Ausstellungen der Topografie des Terrors an, sagt Stiftungssprecher Kay-Uwe von Damaros. 70 Prozent kommen aus dem Ausland, meist dem englischsprachigen Raum. Auch Spanier, Italiener und Franzosen zieht es überproportional häufig in den Ausstellungsgraben, der 1987 neben der Berliner Mauer entstanden ist.

85 Jahre liegt die NS-„Machtergreifung“ zurück. Wenn man durch die Ausstellung schreitet, mag es manch einem wie gestern vorkommen. Oder wie eine Warnung. Gerüchte, die Ausstellung habe etwas mit dem Einzug der AfD in den Bundestag zu tun, bezeichnet von Damaros aber als „haltlos“. „Wir richten uns an historischen Daten aus“, betont er. *Andreas Kaiser*

46 Auch in den nächsten Tagen hielt das gute Wetter an, und es wurde wieder ein wenig milder. Matter

Sonnenschein lag auf dem bunten, herbstlichen Wald, der jedoch mehr und mehr seine Blätter verlor. Diese lagen nun am Boden, und von Zeit zu Zeit raschelte es geheimnisvoll im Laub. Lore saß ganz allein auf der Hausbank vor dem Zuhause, das Theres so lange bewohnt hatte.

Vorher hatte sie die alten Fotografien betrachtet, die in der Küche und der Stube hingen und die Theres als junges Mädchen und als Braut zeigten. Es war ein seltsames Gefühl für sie, in diesen kleinen, bescheidenen Räumen zu wohnen, in denen alles an die Sennerin erinnerte.

Lorenz und Klara waren mit Katharina hinunter zum abgebrannten Hof gefahren. Sie trafen sich mit einem Gutachter, der feststellen sollte, ob das Wohnhaus abgerissen werden musste oder ob man es erhalten konnte. Die Eltern hatten gar nicht verstehen können, dass Lore nicht mitfuhr. „Ist dir denn jetzt alles egal?“, hatte der Vater ein wenig vorwurfsvoll zu ihr gesagt und noch brummiger hinzugefügt: „Es muss doch irgendwie weitergehen. Die Versicherung wird zahlen. Wir sind deshalb nicht verarmt.“ Sie wunderte sich über den Vater, aber noch mehr wunderte sie sich über sich selbst. Alle Kraft und Energie hatte sie verlassen.

Sie sagte sich, dass sie nicht mehr konnte und wollte. Dann dachte sie an Stefan. Er hatte seine Zärtlichkeiten von jener Nacht, als sie so verzweifelt im Gras gesessen war und auf den heruntergebrannten Hof gestarrt hatte, nicht mehr wiederholt. Da hatte er sie ganz fest an sich gedrückt, sie gestreichelt und getröstet. Das war nun drei Tage her. Nachdem er sie auf den Lechnerhof gebracht hatte, hatten sie jedoch kaum mehr ein Wort miteinander gesprochen. Sie dachte voll Sehnsucht daran, wie geborgen sie sich in seinen Armen gefühlt hatte, wie nur er es vermocht hatte, sie zu trösten. Kein anderer Mensch hätte dies sonst fertig gebracht.

Während ihr dies durch den Kopf ging, stand Stefan plötzlich vor ihr. Sie sah ihn im milden Sonnenlicht vor sich stehen. Er war sehr blass. Unter seinen braunen Augen, die ihren Glanz verloren hatten, lagen dunkle, bläuliche Schatten. Sie hatten sich seit dem Frühjahr noch verstärkt. Lore kam in den Sinn, dass sie sich beide in den letzten Tagen mit einer seltsamen Scheu aus dem Weg gegangen waren.

„Ich möchte mich von dir verabschieden“, sagte er und setzte sich

Kein anderes Leben



Wie versteinert sitzt Lore da und blickt auf die verkohlte Ruine ihres einst so stattlichen Hofes. Plötzlich ist Stefan da und nimmt sie tröstend in seine starken Arme. Endlich kann Lore ihren Tränen freien Lauf lassen. Dann bringt Stefan Lore und ihre Eltern zum Hof seiner Eltern, wo die Familie vorübergehend im Zuhause wohnen kann.

neben sie auf die Bank, den Rücken an die Hausmauer gelehnt. Er blickte an ihr vorbei. Lore wandte sich ihm zu. Ihr Blick blieb abwartend. „Ich hab’ nur ein paar Tage Urlaub bekommen“, sprach er weiter und blinzelte dabei in die Sonne. „Wie gut die Sonne jetzt tut“, murmelte er, „dabei habe ich sie diesen Sommer gehasst. Wenn sie einmal zu lange und zu heiß scheint, kann sie einen regelrecht peinigen. Und wenn es dann keinen Wald gibt, in den man sich flüchten kann, ist sie unerträglich. Mittags, wenn es gar nicht mehr auszuhalten war, hab ich mich zwei Stunden in mein Zimmer zurückgezogen, in dem unaufhörlich die Klimaanlage gelaufen ist. Seitdem hasse ich Klimaanlagen, und nach Texas gehe ich auch nicht mehr zurück. Das ist kein Land für mich.“

Lore sah ihn immer noch an. „Er hat sich wirklich sehr verändert“, fuhr es ihr voll Sorge durch den Kopf. „Nichts mehr ist erkennbar von seiner Energie und seinem Elan. Er wirkt ja beinahe noch niedergeschlagener als ich selbst.“ Sie behielt diesen Gedanken jedoch für sich und fragte ihn vielmehr mit ein wenig erzwungenem Interesse: „Wie sieht es denn in Texas aus?“ Sie hatte sich bei dieser Frage nun von ihm abgewandt, und blickte zu den steilen Hängen hin, die sich langsam gelb färbten. Einige Bergdohlen kreisten am blauen Himmel.

Stefan suchte nach Worten. Er musste erst eine passende Beschreibung finden. Das fiel ihm nicht

leicht. „Wie frei diese Vögel sind“, musste Lore inzwischen denken, „und wie gefangen wir Menschen, gefangen in unseren Begehrlichkeiten, unseren Zwängen.“

„Sicher ist es in Texas auch schön. Aber ich habe von dem Land nicht viel gesehen. Ich hab’ in einer großen Stadt gearbeitet, die nur aus Wolkenkratzern besteht, aus Fabriken, breiten Straßen, die in grell beleuchtete Tunnel führen und dann wieder über Brücken. Und über diesen Brücken sind wieder Brücken und wieder ein Tunnel, und nirgends ist ein Baum, ein Strauch. Natürlich gibt es auch einen Park. Aber in den bin ich nie gekommen. In meiner Freizeit bin ich in meinem Zimmer geblieben und hab die Klimaanlage auf Hochtouren laufen lassen.“

„Es hat dir also nicht gefallen“, stellte sie fest. Stefan schüttelte den Kopf. „Nein, es hat mir nicht gefallen“, bestätigte er. „Ich lass’ mich dort von meiner Firma nicht mehr hinschicken.“ „So hast du also diesen Sommer ziemlich unglücklich verbracht“, sprach sie leise weiter. Stefan fuhr sich über das blasser Gesicht. „Das kann man so sagen“, gab er zu. „Ich war eigentlich glücklich diesen Sommer“, begann sie vorsichtig und überlegte, ob sie Stefan von Michael erzählen sollte. Sie spürte, wie sie sein eifersüchtiger Blick traf. „Glücklich warst du?“, fragte er sie mit einem Würgen im Hals.

„Vielleicht nicht direkt glücklich“, stellte sie richtig, „aber es war

doch ein schöner Sommer. Auf dem Hof ist alles so gelaufen, wie ich es mir vorgestellt habe. Die Arbeit hat mir Freude bereitet und auch genug abgeworfen. Die Umstrukturierung des Hofes hat mich viel Kraft und Durchsetzungsvermögen gekostet. Aber letztlich hatte ich mein Ziel erreicht.“ Ihr weicher Gesichtsausdruck veränderte sich, wurde beinahe verzerrt, als sie sagte: „Und dann kommt so ein Idiot und macht alles zunichte.“

„Ich versteh immer noch nicht, warum er euren Hof angezündet hat. Dieser Kerl muss doch einen Grund gehabt haben? Er soll dich immer so angestarrt haben, war angeblich eifersüchtig, weil du mit einem anderen Mann ausgegangen bist.“ Stefan blickte sie durchdringend an. Er wusste, dass er keine Ansprüche mehr auf Lore hatte, doch es ließ ihn einfach nicht kalt, wenn sie sich in einen anderen Mann verliebte. Lore hatte in Hinterbrand für Gesprächsstoff gesorgt, und dies nicht erst seit dem Brand, sondern schon Monate vorher, als man sie so oft mit dem Künstler sah. Er hatte alles über sie von seiner Mutter erfahren.

„Ich habe kein Wort mit dem Kerl geredet“, brauste Lore auf. „Seit wann braucht ein Brandstifter ein Motiv?“ Er ergriff ihre Hand, um sie zu beruhigen. Es war das erste Mal seit jener Unglücksnacht, dass er wieder ihre Hand nahm. „Du darfst dich nicht so aufregen. Es ist vorbei. Ich hoffe, dass man den Banditen bald findet.“ Er sah eine Weile vor sich hin, so als ob er sich einen Ruck geben musste, dann presste er hervor: „Aber was war mit dem Maler?“

Lore antwortete lange nicht. Sie sah Stefan auch nicht an. Sie blieb ganz ruhig und gelassen und meinte dann: „Ich glaube, das geht dich nichts an, Stefan, oder frag’ ich dich, mit welchen Frauen du dich in den letzten zwei Jahren getroffen hast?“ Auf Stefans blasser Stirn bildete sich zwischen den dunklen Brauen eine tiefe Falte. Er biss sich auf die Lippen. „Natürlich geht es mich nichts an“, stieß er hervor, „aber verliebt hab ich mich nicht mehr, seit wir beide auseinander sind. Ich hab jede Frau mit dir verglichen.“

► Fortsetzung folgt

Kein anderes Leben
Angelika Oberauer
© Rosenheimer
Verlagshaus
GmbH & Co. KG Rosen-
heim 2013, ISBN:
978-3-475-54196-4





beziehungsweise

Die Kraft der Dankbarkeit

Ein Experiment hat gezeigt: Wer dankbar ist, lebt glücklicher und gesünder

„Alle guten Gaben, alles, was wir haben, kommt, oh Gott, von Dir. Wir danken Dir dafür.“ Immer wenn wir dieses Tischgebet im Kreise der Familie sprechen, wird mir klar: Das „Zauberwort“ in unserem Leben heißt „Danke“. Im Folgenden möchte ich Ihnen einige Gedanken dazu vorstellen:

Unter Dankbarkeit verstehen wir einen Zustand, in welchem wir zu schätzen wissen, dass uns jemand ein positives Gefühl durch eine immaterielle oder materielle Zuwendung geschenkt hat. Dankbarkeit kann an eine Bedingung geknüpft sein, kann aber auch bedingungslos – aufgrund einer „inneren Haltung“ – erfolgen. Wir können dem Göttlichen und den Menschen gegenüber dankbar sein.

Leider ist das Verhältnis vieler Personen zur Dankbarkeit belastet. So erinnern sich manche nur ungern an den strengen elterlichen Appell „Sag schön ‚Danke!‘“ und verbinden Dankbarkeit mit erzwungener Anpassung und Unterwürfigkeit.

Überraschendes Ergebnis

Forschungsergebnisse aus der Psychologie weisen darauf hin, dass Dankbarkeit eine hervorragende Voraussetzung für ein glückliches und gesundes Leben ist. In einem Experiment teilten zum Beispiel die US-amerikanischen Psychologen Robert Emmons und Michael McCullough ihre Versuchsteilnehmer in zwei Gruppen ein. Die Versuchspersonen in der einen Gruppe hatten den Auftrag, in Ruhe zu reflektieren, wofür sie in ihrem Leben dankbar sind. Die Personen in der anderen Gruppe sollten einfach nur an irgendetwas denken. Diese Reflexionsübungen wiederholten die Forscher jede Woche, zehn Wochen lang.

Das Ergebnis des Versuchs überraschte selbst die Wissenschaftler: Im Vergleich zur Kontrollgruppe zeigte die Gruppe der Dankbaren über den gesamten Zeitraum des

Experiments mehr Motivation und mehr Optimismus. Auch ihre Gesundheitswerte verbesserten sich. Kurz: Die regelmäßigen, dankbaren Gedanken machten die Versuchspersonen glücklicher und gesünder. Dieser Effekt hielt bei ihnen nach dem Experiment besonders dann noch lange an, wenn sie sich angewöhnten, einmal in der Woche ein Dankbarkeitstagebuch zu führen.

Neue Perspektive

Wenn wir Dankbarkeit praktizieren, wird unsere Perspektive auf das alltägliche Geschehen verändert. Die positiven Dinge des Lebens treten in den Vordergrund, die negativen in den Hintergrund. Ein Beispiel: Sehr schnell können die negativen Gedanken – ausgelöst durch einen Streit mit dem Partner – durch den Gedanken, dass viele Menschen wohl eine ganze Menge dafür geben würden, einen so engagierten Weggefährten an der Seite zu haben, der sich auch noch die Zeit nimmt, mit einem zu streiten, in den Hintergrund treten.

Wer dankbar ist, so die Psychologin Sonja Lyubomirsky, kann posi-

tive Erfahrungen intensiver genießen und erlebt weniger negative Gefühle wie Ärger, Eifersucht oder Schuld. Sein Selbstwertgefühl steigt und er kann leichter mit Belastungen umgehen. Wer dankbar ist, verhält sich auch hilfsbereiter. Dies wiederum stärkt seine sozialen Beziehungen – übrigens sogar dann, wenn er seine Dankbarkeit nicht zum Ausdruck bringt, sondern nur still darüber nachdenkt oder schreibt.

Seine positive Erfahrung mit der Grundhaltung der Dankbarkeit beschreibt der bekannte österreichische Künstler André Heller wie folgt: „Ich weiß, dass ich das Gelingen anziehe, wenn ich mein Ego auf die unverzichtbare Mindestgröße reduziere und die Wichtigkeit von Dankbarkeit begreife.“

Blick auf das Positive

Liebe Leserinnen und Leser, nutzen Sie die Kraft der Dankbarkeit auch für Ihre Partnerschaft. Der erste Schritt ist die individuelle Wahr-

nehmung der Dankbarkeit, der zweite deren Mitteilung an den Partner. Folgende Dankbarkeitsübung fördert den Blick auf das Positive in Ihrer Liebesbeziehung. Erster Teil der Übung: Beide Partner machen es sich zur Gewohnheit, einmal in der Woche allein mindestens drei Dinge aufzuschreiben, die Ihnen an Ihrem Partner gut gefallen. Zweiter Teil der Übung: Die Partner teilen einander in einer ruhigen Stunde die Ergebnisse Ihrer Reflexion mit. Ich wünsche Ihnen viel Spaß bei der Durchführung dieser Übung. Sie werden sehen, Dank tut gut!

Dr. Gerhard Nechwatal

Der Autor ist Professor für Psychologie an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Bis Juni 2017 war er Fachreferent der Psychologischen Beratungsstellen für Ehe-, Familien- und Lebensberatung in der Diözese Eichstätt. Er ist Autor des Buchs „50 Impulse für die Liebe. Positiver Schwung für die Partnerschaft“, das im Paulinus Verlag/Trier erschienen ist.



▲ Es gibt viele Gründe, um dankbar zu sein: für Gottes wunderbare Schöpfung, für den Frühling, für die Arbeitsstelle, für den Freundeskreis oder für den Partner. Wer regelmäßig Dankbarkeit empfindet, lebt glücklicher und sogar gesünder. Foto: gem



▲ Der Ysop, oft auch als Bienenkraut oder Eisenkraut bezeichnet, ist ein Wildkraut, das in den vergangenen Jahren eine Renaissance als Würz- und Heilkraut erlebt hat. In der Bibel wird die wohlriechende Pflanze zwölf Mal erwähnt. Deshalb hat sie einen festen Platz im Bibelgarten von Pfarrhaußhalterin Agnes Kuhn in Berching. Fotos: gem, KNA

Gärtnern, wie es Gott gefällt

Zum Schutz der Schöpfung: Tipps für Beete mit Bibel-Bezug und Bienen-Garantie

Die Pflanzsaison beginnt. Grund für einen Blick nach Eichstätt, das dank diverser Umweltschutzprogramme als „grünes“ Bistum gilt. Experten von dort erklären, was zum Schutz der Schöpfung angesät werden sollte und was nicht.

Johann Bauchs Vergleich ist drastisch: „Ein englischer Rasen ist ökologisch ungefähr so wertvoll wie eine grün angestrichene Betonplatte“, meint der 68-jährige Eichstätter. Viel besser als raspelkurze Grashalme sei eine bunte Blumenwiese. „Die bietet nämlich zig Insekten Nahrung, darunter den Honigbienen und ihren zahlreichen wilden Verwandten.“ Bauch ist ein Mann vom Fach. Er arbeitet als Imker und Lehrbeauftragter für Biologie-Didaktik an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt (KU). „Von den Insekten wiederum ernähren sich dann etwa Vögel“, fügt er hinzu. Damit es so weit komme, seien allerdings einige Dinge zu beachten.

Garten- und Balkonbesitzer sollten laut Bauch hauptsächlich auf heimische Pflanzen setzen. „Exotische Gewächse liefern unseren Insekten meist keine Nahrung.“ Gut sei es, die Blumen so auszuwählen, dass sie vom Frühjahr bis zum Frost blühten. Sogenannte Gefüllte Blüten sollten dabei vermieden werden. Die seien so gezüchtet, dass sie „praktisch pollen- und nektarlos“ seien,

erläutert Bauch. Weiter rät er: „Verzichten Sie auf Bodenversiegelung und Gift! Wer in seinem Garten etwas Unordnung zu- und auch mal eine Brennnessel stehen lässt, der bekommt von der Natur genug Nützlinge geschenkt. Marienkäfer zum Beispiel vertilgen dann Blattläuse und Schlupfwespen Raupen.“

Wer derart naturnah gärt, der handelt gottgefällig, findet Bauch. „Er leistet schließlich einen Beitrag zum Schöpfungsschutz – einen, der einfacher kaum zu haben ist.“ Denn diese Praxis sei deutlich pflegeleichter als der eingangs geschmähte Rasen. „In einem Wildbeet muss man im Jahr vielleicht ein paar Mal säen, graben oder schneiden. Das Gras hingegen will sehr häufig gemäht werden.“

Bibelgarten in Berching

Gras – spezielles allerdings – wächst auch bei Agnes Kuhn in Berching in der Oberpfalz, im östlichen Teil des Bistums Eichstätt. Die 71-Jährige hat dort vor 15 Jahren als Pfarrhaußhalterin einen Bibelgarten aufgebaut. Er ist einer von rund 175 im deutschsprachigen Raum. Darin wachsen Pflanzen aus dem Buch der Bücher, darunter Gräser wie Weizen und Schilf. „Außerdem haben wir zum Beispiel noch einen Feigenbaum, einen Weinstock und Kräuter wie Minze und Ysop“, berich-

tet Kuhn. Gerade Letztere stünden nicht nur wegen des Bibel-Bezugs für gottgefälliges Gärtnern. „Sondern auch, weil sie prima Bienenweiden sind. Die Tiere fliegen buchstäblich darauf.“

Anderen Insekten und Spinnentieren hilft Kuhn, indem sie nicht schon im Herbst das Großreinemachen anfängt. „Stattdessen lasse ich verblühte Stängel bis zum Frühling stehen, denn deren Hohlräume nutzen viele Arten als Überwinterungsquartier.“ Die Natur scheint es ihr zu danken: Jetzt, da die Sträucher im Bibelgarten noch licht sind, lassen sich im Geäst einige Vogelnester entdecken. Lichte Stellen gibt

es teilweise auch in den Rabatten. „Da kommen nach den Eisheiligen nichtfrostharte Pflanzen hinein, der Christudorn etwa.“

Der Christudorn ist ein gutes Beispiel für die dritte Art des Gärtnerns mit Schöpfungsbezug – nämlich für das Gärtnern mit Pflanzen, die „heilige“ Namen tragen. Er erhielt seine Benennung wegen seiner langen Pikser – eine daraus geflochtene Krone bekam Jesus vor seiner Kreuzigung aufgesetzt. Das Christophskraut hingegen heißt so, weil es im Mittelalter gegen die Pest eingesetzt wurde – und als Schutzpatron gegen den „Schwarzen Tod“ galt der heilige Christophorus. Der Aronstab unterdessen erinnert an den Propheten Aaron. Der Sage nach soll die Pflanze erwachsen sein, als Aaron seinen Hirtenstock in die Erde steckte.

Und dann gibt es noch den Judassilberling. Die Samenstände dieser Blume sind weißlich und rund – daher der Name in Anlehnung an Judas' Verrat an Jesus, für den er mit einigen Talern belohnt wurde. Belohnt wird auch, wer den Judassilberling anpflanzt: Er gilt als Bienen- und Schmetterlingsmagnet. Auch Imker Johann Bauch weiß ihn zu schätzen. „Mit Arten wie dieser“, sagt er, „ist ein Garten mehr als nur schön grün. Aus Sicht des Schöpfungsschutzes ist er damit auch im grünen Bereich.“

Christopher Beschmitt



▲ Agnes Kuhn legt im Berchinger Bibelgarten großen Wert auf Insektenschutz.

Buchtipp und Verlosung

Ein besonderes Café und viele Abenteuer

SCHULCAFÉ PUSTEKUCHEN –
DIE MOGELMUFFINS, Kati Naumann
ISBN 978-3-440-15499-1, 12,99 EUR



Der normale Schulalltag kann ganz schön turbulent sein. Kleine und große Missgeschicke, Ungerechtigkeiten und die damit verbundenen Sorgen der Schüler stehen zwar nicht auf dem Lehrplan, aber sie gehören zum Schulleben dazu. Wie gut, wenn Kinder dann jemanden haben, dem sie ihr Herz ausschütten können. Genau so jemanden haben Tilli und ihre Mitschüler: Denn Tillis Oma, kurz Moma genannt, betreibt das „Schulcafé Pustekuchen“. Hier serviert sie nicht nur fantasievolle Snacks und leckere Muffins. Sie hilft auch bei Katastrophen aller Art und hat immer ein offenes Ohr für die Schüler. Doch nicht alle sind ihr und ihrem Café wohlgesonnen. Frau Habersack, die Geografielehrerin, würde das Pustekuchen am liebsten für alle Schüler schließen und daraus eine Wohlfühl-Oase für Lehrer machen. Überhaupt mag sie keine lärmenden Kinder, und ihre Klassenarbeiten sind richtig fies. Als die nächste Geografiearbeit ansteht, trifft sich die Klasse 5b zur Notfallbesprechung. Ob Moma ihnen mit ein paar Mogelmuffins helfen kann? „Schulcafé Pustekuchen – Die Mogelmuffins“ ist der Auftakt zu Kati Naumanns neuer Buchreihe für Kinder ab acht Jahren. Wir verlosen drei Bücher. Wer eines gewinnen will, kann eine Postkarte mit dem Vermerk „Pustekuchen“, Namen und Anschrift an die Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Henisusstr. 1, 86152 Augsburg, schicken. Einsendeschluss ist der 11. Mai. Viel Glück!

Rhabarber-Baiser-Kuchen

Zutaten für den Teig:

250 g weiche Butter
200 g Zucker
1 Pck. Vanillezucker
150 g Mehl
50 g Speisestärke
1 TL Backpulver
3 Eigelb
1 Pr. Salz
5 EL Sahne
etwas geriebene Zitronenschale

Für den Belag:

500 g Rhabarber
Für den Baiser:
3 Eiweiß
1 Pr. Salz
150 g Zucker
1 TL Speisestärke



Zubereitung:

Alle Zutaten für den Teig glatt verrühren und in eine Springform füllen. Den Rhabarber putzen, waschen und in etwa zwei Zentimeter große Stücke schneiden. Auf dem Teig verteilen und etwas andrücken. Im vorgeheizten Backofen bei 180 °C (Umluft: 160 °C; Gas: Stufe 2) etwa 60 Minuten backen. Dann das Eiweiß mit einer Prise Salz steif schlagen. Dabei nach und nach den Zucker einrieseln lassen. Die Speisestärke darübersieben und locker unterheben. Den Eischnee auf dem leicht abgekühlten Kuchen verteilen und nochmal etwa 15 Minuten backen.

*Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Anneliese Hummel, 87437 Kempten*

Das Sonntagsrezept



„Viele Menschen auf dieser Welt haben es nicht so gut getroffen wie wir.“

Ihnen wollen wir helfen.“

Jürgen Frenger



Annegret und Dr. Norbert Henke



Rosalinde und Georg Opinc



Dr. Robin Tuerks

Stiften vollendet das Lebenswerk

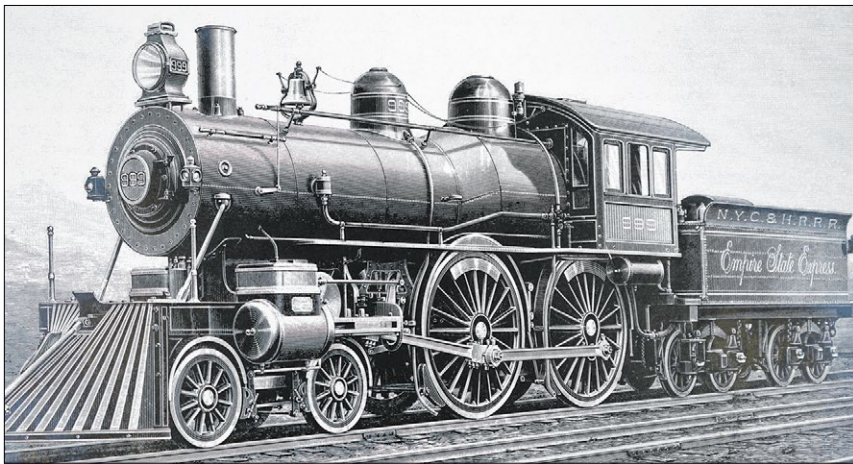
Werden Sie Teil unserer Stifterfamilie

www.menschlichkeit-stiften.de

Caritas-Stiftung Deutschland Werthmannstraße 3a | 50935 Köln | Tel. (0221) 9410020



caritas
stiftung
deutschland



▲ Eine Illustration der Dampflokomotive Nummer 999.

Foto: imago

VOR 125 Jahren

Rekordfahrt auf Schienen

Dampflokomotive Nummer 999 knackt magische Tempomarkierung

Die Geschichte der Eisenbahnen in Nordamerika ist von erbitterten Konkurrenzkämpfen zwischen den großen Bahngesellschaften geprägt. Es ging um das Prestige, den Fahrgästen die luxuriösesten und schnellsten Züge anbieten zu können.

Anfang der 1890er Jahre war ein Wettstreit zwischen der „Pennsylvania Railroad“ (PRR) und der „New York Central and Hudson River Railroad“ (NYC) entbrannt. Es ging um die Dominanz auf dem Korridor von New York in Richtung Chicago, wo 1893 eine Weltausstellung eröffnet werden sollte. Seit 1881 glänzte die PRR mit ihrem Paradezug „Pennsylvania Limited“. 1891 zog die New York Central mit ihrem Luxuszug „Empire State Express“ nach.

Auf der Suche nach einem neuen PR-Coup kam der New Yorker Bahnmann George Henry Daniels auf eine Idee, von der er auch NYC-Präsident Cornelius Vanderbilt überzeugen konnte: Was, wenn der „Empire State Express“ die unerreichte, magische Geschwindigkeit von 100 Meilen pro Stunde – also 161 Kilometern pro Stunde – knacken könnte?

Die New York Central verfügte bereits über echte Schienenrenner in Gestalt ihrer „Class I“-Loks der Bauart „America“. Nun bekam Chefingenieur William Buchanan den Auftrag, diese Konstruktion durch Modifikationen noch schneller zu machen: Im April 1893 wurde in der Lokomotivenfabrik West Albany die Dampflokomotive mit der Betriebsnummer 999 fertiggestellt.

Auf den ersten Blick sah sie aus wie eine der typischen Western-Loks jener Zeit. Doch man hatte den Treibraddurchmesser von 181 auf 2184

Millimeter vergrößert, den zulässigen Kesseldruck erhöht und im Kessel die Effektivität der Heizfläche optimiert. Der vierachsige Tender verfügte über eine Spezialität der NYC: Einen hakenförmigen, absenkbaren Wasserschöpfer, durch den die Lok auf schnurgeraden Abschnitten in voller Fahrt Wasser aus einer zwischen den Schienen verlegten Rinne aufnehmen konnte. Die Testfahrten wurden streng geheim gehalten. Am 9. Mai 1893 konnte Nummer 999 erstmals die 100er-Marke überschreiten, sie erreichte 102,8 Meilen pro Stunde (165,4 Kilometer pro Stunde).

Bereits für den darauffolgenden Tag hatte die Bahngesellschaft Reporter und Prominente zur offiziellen Weltrekordfahrt geladen. Schauplatz sollte der Streckenabschnitt von Syracuse nach Buffalo sein. Die auf Hochglanz polierte Nummer 999 wurde vor den Express aus vier Schnellzugwaggons gespannt. Rund 60 Kilometer vor Buffalo begann ein Schnellfahrabschnitt. Der erfahrene Lokführer Charles M. Hogan holte das Maximum aus seiner Maschine heraus.

Die Streckenposten nahmen mit Stoppuhren die Zeit. Demnach erreichte Nummer 999 an jenem 10. Mai 1893 112,5 Meilen pro Stunde (181,1 Kilometer pro Stunde). In diesem Moment war der „Empire State Express“ nicht nur der schnellste Zug der Welt, sondern das bis dahin schnellste von Menschen gebaute Verkehrsmittel. Über Nacht wurde Nummer 999 weltbekannt.

Ihre aktive Dienstzeit beendete die Lok erst 1952 im Rangierdienst. Originalgetreu restauriert ist sie heute das Prunkstück der Sammlung des Museum of Science and Industry in Chicago.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

6. Mai

Antonia, Gundula

Sein Roman „Das Phantom der Oper“ (1910) machte ihn weltbekannt: Der französische Schriftsteller Gaston Leroux kam vor 150 Jahren zur Welt. Leroux begann als Theaterkritiker und Kriminalberichterstatte. Später bereiste er verschiedene Länder Europas, Afrikas und Asiens als Korrespondent. Er starb am 15. April 1927.

7. Mai

Gisela, Helga

Die französischen Kolonialisten gründeten vor 300 Jahren im Mündungsdelta des Mississippi die Siedlung Nouvelle Orléans. 1721 wurde sie Hauptstadt „Louisianes“, der französischen Besitzungen in Nordamerika. Nachdem Napoleon die Kolonie 1803 an die USA verkauft hatte, wurde die Stadt in New Orleans umbenannt.

8. Mai

Klara, Ulrike

Vor 40 Jahren bezwangen die Extrembergsteiger Reinhold Messner und Peter Habeler als Erste den Mount Everest, den höchsten Berg der Erde, ohne Sauerstoffgeräte. Damit wollten sie beweisen, das Alpinismus auch in den höchsten Regionen aus eigener Kraft möglich ist.

9. Mai

Beat, Theresia Gerhardinger

Was in Deutschland die RAF war, waren in Italien die Roten Brigaden. Die linksextreme Terrorgruppe ermordete vor 40 Jahren den ehemaligen italienischen Premierminister

Aldo Moro (Foto: imago).

Der Christdemokrat war am 16. März entführt worden. In Italien kam es damals zu einer Annäherung zwischen der kommunistischen und den demokratischen Parteien, die die Roten Brigaden torpedieren wollten.



10. Mai

Hiob, Gordian

„Aktion wider den undeutschen Geist“: Vor 85 Jahren inszenierte die von Nationalsozialisten beherrschte Deutsche Studentenschaft in mehreren Universitätsstädten öffentliche Bücherverbrennungen (Foto unten). Ins Feuer geworfen wurden etwa Werke von Karl Marx, Erich Kästner und Kurt Tucholsky – Autoren, die von den NS-Ideologen verfemt wurden.

11. Mai

Gangolf, Mamertus

Richard Feynman wurde vor 100 Jahren geboren. Der US-Physiker lieferte wesentliche Beiträge zum Verständnis der Quantenfeldtheorien. 1965 erhielt er den Nobelpreis. Feynman starb am 15. Februar 1988.

12. Mai

Pankrätius, Nereus und Achilleus

Vor zehn Jahren starb der US-amerikanische Künstler Robert Rauschenberg (* 22. Oktober 1925). Er gilt als einer der Wegbereiter der Pop-Art. Seine Methode war, Teile der realen Welt unverändert in die Kunst zu transportieren.

Zusammengestellt von M. Altmann



▲ Studenten marschieren um das Feuer: Am Opernplatz in Berlin fand die Hauptkundgebung zur Bücherverbrennung statt. Foto: imago

SAMSTAG 5.5.

▼ Fernsehen

20.15 ARD: **Blind ermittelt – Die toten Mädchen von Wien.** Krimi.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Thomas Lazar, Halle (kath.).
9.05 DLF: **Kalenderblatt.** Vor 200 Jahren wurde Karl Marx geboren.

SONNTAG 6.5.

▼ Fernsehen

9.30 ZDF: **Orthodoxer Gottesdienst** aus der Gemeinde des heiligen Wladimir in Berlin mit Erzpriester Pjotr Paholkov und Priester Evgenij Murzin.
17.00 3sat: **Das fliegende Klassenzimmer.** Komödie, D 1973.
17.30 ARD: **Echtes Leben.** Wohnbox für Obdachlose. Von Martin Buchholz.
20.15 ZDF: **Frühling – Wenn Kraniche fliegen.** Dramareihe, D 2018.

▼ Radio

7.05 DKultur: **Feiertag.** Gerechte unter den Völkern. Wie Margarete Sommer und Elisabeth Schmitz zahlreiche Juden retteten.
10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus St. Elisabeth in Osnabrück. Predigt: Pfarrer Christoph Baumgart.

MONTAG 7.5.

▼ Fernsehen

20.15 3sat: **Expedition Himalaya.** Den Tigern auf der Spur. Doku.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht.** Diakon Andreas Bell, Köln (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 12. Mai.
14.00 Horeb: **Spiritualität.** 50 Jahre Ständiger Diakonat.

DIENSTAG 8.5.

▼ Fernsehen

20.15 Sat. 1: **Der Staatsfeind.** Als im Einsatz eine Kollegin erschossen wird, beginnt für Polizist Robert ein Albtraum: Nicht nur soll er für ihren Tod verantwortlich sein, er gerät auch unter Terrorverdacht. Drama, D 2018.
20.15 ZDF: **Obi, Hornbach & Co.** Der große Baumarkt-Check. D 2018.

▼ Radio

19.15 DLF: **Das Feature.** Obamas verlorene Graswurzelbewegung. Die verpasste Chance. Von Martina Groß.
22.05 DLF: **Musikszene.** Aufbruch zu neuen Ufern. Kirchenmusiker heute zwischen Mission und Mangel.

MITTWOCH 9.5.

▼ Fernsehen

11.40 3sat: **Himmliche Bühnen.** Auf den Spuren der Barockbaumeister.
20.15 3sat: **Unsere Städte nach 1945.** Dokumentation, D 2016.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Himmlisches Jerusalem, irdisches Jerusalem. Wie deutsche Theologiestudenten Israel und Palästina erleben.

DONNERSTAG 10.5.

▼ Fernsehen

11.15 Phoenix: **Das Superkloster.** Eberbach-Legende aus dem Mittelalter.
20.15 3sat: **The King's Speech – Die Rede des Königs.** Öffentliche Reden zählen zu den verhassten Pflichten von Prinz Albert. Denn der spätere britische König George VI. leidet an einer Sprechstörung. Historiendrama, GB/AU 2010.
22.05 ARD: **Der 100-jährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand.** Allan will nicht im Seniorenheim Geburtstag feiern und türmt. Komödie.

▼ Radio

11.15 DKultur: **Verleihung des Aachener Karlspreises.** Preisträger: Frankreichs Präsident Emmanuel Macron.

FREITAG 11.5.

▼ Fernsehen

20.15 ARD: **Daheim in den Bergen.** Fortsetzung des Zweiteilers, D 2018.
23.00 3sat: **Die Blechtrommel.** Romanverfilmung, D/F 1979/2010.
13.05 DKultur: **Länderreport.** Spekulant vertreibt Krankenschwester. Was der Immobilienboom für München bedeutet.
15.00 DKultur: **Kakadu Entdeckertag für Kinder.** Pubertät ist wie ein bisschen verrückt werden. Und warum Pubertät stinkt!

👁: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



„Weissensee“ mit neuen Folgen

Nach dem Mauerfall am 9. November 1989 überschlugen sich in Deutschland die Ereignisse: die erste freie Volkskammerwahl im März 1990, eine Wirtschafts- und Währungsunion am 1. Juli, schließlich der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland am 3. Oktober 1990. In dieser historischen Umbruchszeit spielt die vierte Staffel der preisgekrönten Serie „Weissensee“ (ARD, 8., 9. und 10. Mai jeweils um 20.15 Uhr in Doppelfolgen). Familie Kupfer (Foto: ARD/Frederic Batier) muss sich angesichts der einschneidenden Veränderungen neu orientieren.



Zu Unrecht weggesperrt

Oldenburg, 1949: Kriegswitwe Margarete hat zwei Söhne und versucht, sich mit Schneiderei durchzuschlagen. Noch immer hat sie die ihr zustehende Witwenrente nicht erhalten. Als sie auf dem Amt ihrer Frustration nachgibt und randaliert, wird sie vom Amtsarzt in eine Heil- und Pflegeanstalt eingeliefert: Verdacht auf Schizophrenie. Nach einem Jahr wird Margarete überraschend entlassen und darf in ihre Wohnung zurückkehren – entmündigt und stigmatisiert. Doch Margarete kämpft für ihr Recht und kommt schrecklichen Verbrechen in der Anstalt auf die Spur: „Ich werde nicht schweigen“ (ZDF, 7.5., 20.15 Uhr).

Rund um den Katholikentag

Vom 9. bis 13. Mai findet in Münster der Deutsche Katholikentag statt. Radio und Fernsehen bieten die Möglichkeit, von Zuhause aus einige Veranstaltungen mitzuerleben: „Willkommen in Münster! Eröffnung des Katholikentags“ (WDR, 9.5., 17.45 Uhr), Sendung „Stationen“ zum Katholikentagsmotto „Suche Frieden“ (BR, 9.5., 19 Uhr), **Gottesdienst zu Christi Himmelfahrt** vom Katholikentag (ARD und Radio Horeb, 10.5., 10 Uhr), **verschiedene Live-Übertragungen** bei den Radiosendern DLF (10.5., 8.35 Uhr) und DLF Kultur (10.5., 13.05 Uhr).

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Gewappnet für den Urlaub

Mit den Reisesprachkursen „Ab in den Urlaub“ bereitet man sich in kürzester Zeit auf den Urlaub vor. In zwölf Kapiteln werden typische Urlaubssituationen anhand einer fortlaufenden Geschichte vorgestellt. Unterhaltsame Übungen und zwei Audio-CDs zum Training von Aussprache und Hörverständnis sorgen für Urlaubsstimmung. Ein Mini-Sprachführer begleitet auf der Reise.

Wir verlosen zwei Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse auf einer Karte an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg

Einsendeschluss: 9. Mai

Über ein Gutscheinbuch aus Heft Nr. 16 freuen sich:

- Willibald Gütthlein**, 80939 München,
- Anni König**, 93128 Regenstau,
- Johanna Lilli**, 86316 Friedberg,
- Edeltraud Maier**, 78713 Schramberg,
- Veronika Menhart**, 86946 Stadl,
- Petra Meyer**, 93183 Holzheim am Forst,
- Rosemarie Saleski**, 59457 Werl,
- Andrea Schlosser**, 92533 Wernberg-Köblitz,
- Hubert Schuler**, 89335 Ichenhausen,
- Robert Wagner**, 86637 Hirschbach.

Herzlichen Glückwunsch! Die Gewinner aus Heft Nr. 17 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Gesichtspunkt	▼	Rohkostspeise	▼	vertraute Anrede	nun ja!	▼	deutscher TV-Sender	▼	ital. Rechtsgelehrter, † 1220	öffentl. Verkehrsmittel	▼	▼	abhanden
Künstlerwerkstatt	▶			▼			Bildeinfassung	▶	▼				
	▶			8	Tagung, Konferenz	▶							finanzielle Rücklage
Dreschabfall		äußere Erscheinung (engl.)		amerikanische Reiterchau	▶					Handelnder		deutsche Vorsilbe	▼
Rabenvogel	▶	1							Einwand	▶	10		
	▶			Patron der Angler und Fischer					Lehrgang	▶			
Hülle	ein Grundstück		Hptst. von New Mexico (Santa ...)	▼					Abk.: Turbinenschiff	▶		Schwermetall	
ein Klettertier	▶		6	7					englische Dynastie		Initialen von Adenauer	▶	
Weberkamm	▶												5
Film von Steven Spielberg	▶		Sportgefährt		dauernd	▼	angeglichen	▼	König von Saudi-Arabien		best. Teil eines Ganzen		
das Ganze, insgesamt		Alkoholgetränk mit Früchten	▶						▼	griechisch: ja	▶		
	▶			12	ängstlich			Testgruppen bei Umfragen	▶		2		9
französischer Weinbrand	kroatische Insel	Ostgermane		sommerliche Kopfbedeckung	▶								englische Gasthöfe
	▶	▼	▼			nord. Schicksalsgöttin	▶		11	schweiz. Presseagentur (Abk.)	▼	Fremdwortteil: Gebirge	▼
Weinort im Rheingau	▶			3		Abk: Register- tonne	▼	chin. Feldmaß (rund 6,5 Ar)	▼	ägyptischer Sonnengott	▶		
afrikanische Palmenart	▶	13			an-spornen	▶					4		
unwichtig	▶												


1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 13:
Sättigungsbeilage
Auflösung aus Heft 17: **HILDESHEIM**



Illustration: Jakob

Erzählung Der rote Ball

 Im Vorgarten des kleinen Cafés sind nur zwei Tische besetzt. Die Frühlingssonne wärmt schon ein wenig. Doch der böige Wind erinnert noch immer an die Kälte der vergangenen Jahreszeit. Das junge Paar an dem einen Tisch nimmt kaum Notiz von der frischen Brise. Eng aneinander geschmiegt verweilt es in leisem Gespräch.

Walter Gebhardt sitzt in der Nähe der Eingangstür. Er hat den Mantel bis zum Kragen zugeknöpft, die Hände in den Taschen vergraben. Wieder einmal schaut er auf die Uhr. Zehn Minuten nach halb elf. Walter wartet auf den Anruf der Firma Neuberger. Ein wichtiger Abschluss steht bevor. Der alte Neuberger ist ein netter Mann, der ihm schon manch wichtigen Auftrag erteilte. Aber in letzter Zeit ist es immer schwieriger geworden, einen Termin mit ihm zu vereinbaren.

Der Kellner öffnet die Tür. „Herr Gebhardt?“ wendet er sich zu den beiden Tischen hin. „Ein Anruf für Sie!“ Walter folgt dem Kellner zum Telefon. Neuberger ist am Apparat. „Mein lieber Gebhardt“, beginnt er, „es tut mir leid, aber heute Vormittag klappt es nicht mit unserer Besprechung. Es ist etwas dazwischen gekommen. Versuchen Sie es doch noch einmal nach dem Mittagessen. Sie haben ja sicherlich einiges bis dahin zu erledigen.“

Walter kann nur mühsam seine Enttäuschung verbergen. Er zahlt und geht. Der Vormittag ist für ihn verloren. Neuberger irrt sich. Es gibt keine andere Vereinbarung an diesem Vormittag für Walter. Leider. Die Konkurrenz ist groß. Ein Glück, dass Neuberger selbst am Apparat war. Doch beim nächsten Telefonat würde sich wahrscheinlich seine Sekretärin melden und Walter mitteilen, dass am Nachmittag leider kein Termin mehr frei sei. Morgen könne er sich ja noch einmal melden ...

Ziellos geht Walter weiter. Er achtet nicht auf den Weg. Bis er vor einem Efeu umrankten Tor steht, das in einen Park führt. Walter geht die dahinterliegende Allee entlang und setzt sich auf eine windgeschützte Bank. Er sieht nicht die aufblühenden Krokusse auf der gegenüberliegenden Wiese. Auch dem ersten zarten Grün der Sträucher schenkt er keine Beachtung. Er ärgert sich selbst über seine schlechte Laune, kann aber nichts dagegen tun.

Ein Ball, der plötzlich unter seiner Bank hindurch rollt, lenkt Walter von seinen verdrießlichen Gedanken ab. Es ist ein großer, roter Plastikball. Verdutzt dreht sich Walter um. Eine Tannenreihe schirmt

den dahinter liegenden Spielplatz ab. Laute Jungenstimmen sind zu vernehmen. Walter greift unter die Bank und hebt den Ball auf.

Im selben Moment geraten die Tannen in Bewegung. Ein kleiner Bursche zwingt sich hindurch. „Hallo!“, ruft er, als er den Ball in den Händen des Mannes sieht. „Da ist ja der Ausreißer!“ Walter steht auf, lässt den Ball auf die Schuhspitze fallen und kickt ihn mit großer Genauigkeit auf den Buben zu.

Der Kleine ist beeindruckt. „Verstehen Sie was von Fußball?“, erkundigt er sich. Walter lächelt und nickt. „Ein wenig.“ „Wissen Sie denn auch, wann ‚Abseits‘ ist?“, fragt der Junge weiter. „Ich denke schon.“ „Au fein!

Dann müssen Sie es uns erklären“, meint er mit großer Selbstverständlichkeit. „Wir haben uns nämlich gerade darüber gestritten.“ Und bevor Walter etwas dagegen einwenden kann, zieht der Junge ihn durch die Tannenhecke zur Spielwiese hinüber, auf der seine Freunde warten.

Schon ist Walter von einer Schar aufmerksamer Zuhörer umringt. Er erklärt das „Abseits“ und führt es zugleich an einem praktischen Beispiel vor. Die Buben ernennen den Fach-

mann kurzerhand zu ihrem Schiedsrichter. Der Altersunterschied wird bedeutungslos. Ohne den geringsten Widerstand fügen sich die Kicker seinen Anweisungen.

Auch Walter ist mit Eifer dabei. Als die Mannschaft einen Mitspieler verliert, springt er sofort für ihn ein. Mit wehenden Haaren stürmt er über den Platz, angefeuert von den Rufen der eigenen Mannschaft. Walter erreicht den gegnerischen Strafraum, umspielt die Verteidiger und krönt seinen Alleingang mit einem unhaltbaren Torschuss.

Jubelnder Beifall belohnt seine fußballerische Glanzleistung. Fast hätte er vergessen, weshalb er in den Park gekommen war. Noch kurz zuvor hat er den untätig verbrachten Vormittag als verlorene Zeit empfunden. Jetzt ist er zu einem unerwarteten Geschenk geworden. Schließlich trennt sich Walter von seinen jungen Freunden. Beim Gang zurück durch die Allee pfeift er fröhlich vor sich hin. Die trüben Gedanken sind verflogen.

Ohne Zögern betritt er die nächste Telefonzelle. Wie vermutet, meldet sich die Sekretärin. Doch ihre Auskunft klingt anders, als Walter befürchtet hat. „Herr Neuberger wartet schon auf Ihren Anruf“, erklärt sie. „Sie können gleich zu ihm kommen. Es geht um einen größeren Auftrag.“

Albert Loesnau
Foto: gem



Sudoku

3	5		6	4		2		
	6		8	1	7	3	5	
7	2	5	4	3				
7		8		1	2		3	
2	5	8		1		4		
3		4		8	2	9		
6	8		2		9	7		
			6	7	5	3	1	
5	1	7	9	3			4	

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 17.

7				3	8	5	6	
5			4	8			9	
3			6			4		
	1			6	2	7		
	7			1	5	3		
9	3		5	4				
		7	8	6			3	
1	3			2			8	
		9						5





Hingesehen

Die Pariser Kathedrale Notre-Dame soll in den kommenden zehn Jahren für 60 Millionen Euro renoviert werden. Zwei Drittel übernehme der Staat; ein Drittel der Summe müsse die Kirche selbst tragen, heißt es in einem Bericht des Senders „Franceinfo“. Wie die Kirche in Frankreich das Geld aufbringen will, sei noch unklar. Sie suche etwa „Mäzene“ in den USA.

Die frühgotische Kathedrale Notre-Dame wurde zwischen 1163 und 1345 erbaut. Mittlerweile sind einige Statuen laut dem Medienbericht entstellt, Wände gesprungen, und einige Bögen, die das Gewölbe stützen, leiden unter dem Druck. Die Pfeilerstruktur weise Rostschäden auf. Sie soll nun erstmals seit 1935 renoviert werden.

KNA; Foto: gem

Wirklich wahr

Weil zu wenige Flüchtlinge ins Land kamen, haben in den vergangenen zwei Jahren fast 20 Hilfsorganisationen der katholischen Kirche in den USA ihre Arbeit einstellen müssen. Das bestätigte der zuständige Direktor für Flüchtlingsdienste der US-Bischofskonferenz, Richard Hogan.

Obwohl für das Haushaltsjahr 2017 110 000 Flüchtlingsaufnahmen zu-

gesagt waren, gestattete das US-Außenministerium nur gut 53 000 Menschen die Einreise. Neben kompletten Schließungen katholischer Einrichtungen mussten auch Dutzende andere Organisationen ihre Arbeit



teils drastisch zurückfahren. Die Politik, immer weniger Flüchtlinge aufzunehmen, setzt sich auch im laufenden Geschäftsjahr fort.

KNA; Foto: imago

Zahl der Woche

Fünf

Millionen syrische Kinder gehen trotz des Kriegs zur Schule. Dies sei dank hoher Spenden und der „Großzügigkeit der Regierungen und Gemeinden vor Ort“ möglich, erklärte der Unicef-Regionaldirektor für den Nahen Osten, Geert Cappelaere. Die meisten syrischen Kinder gingen in staatliche Schulen, auch in den Nachbarländern Libanon und Jordanien.

„Die Syrien-Krise hat eine Möglichkeit für Nachbarländer geschaffen, das staatliche Bildungssystem zu verbessern“, stellte Cappelaere fest. Für Lehrer seien neue Arbeitsplätze entstanden. Im Libanon und Jordanien helfe der Schulbesuch den Flüchtlingskinder, Kontakt zu den Einwohnern herzustellen.

Der Krieg in Syrien begann vor sieben Jahren. 2,8 Millionen Kinder erhalten deshalb keine Schulbildung. Diese Lücke wieder aufzuholen, sei „äußerst schwierig“.

KNA

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul
Bornhausen, Romana Kröling,
Simone Sitta, Nathalie Zapf
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 35 vom 1. 1. 2018.

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice und Vertrieb

Neue Bildpost,
Abonnenten-Service,
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg

Tel.: 08 21/5 02 42-13 oder
08 21/5 02 42-53
Fax: 08 21/5 02 42-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Wie viele Touristen besuchen jährlich Notre-Dame in Paris?

- A. eine Million
- B. sieben Millionen
- C. 13 Millionen
- D. 28 Millionen

2. Welche Touristen-Magnete befinden sich noch in Paris?

- A. Mont-Saint-Michel
- B. Eiffelturm
- C. Schloss Versailles
- D. Louvres

0 pun 8 z '0 l :uns01

Maria, „liebe treue Gärtnerin“

Besonders im Marienmonat Mai preisen Blumen und Lieder die Gottesmutter

Der Mai ist vielen der liebste Monat im ganzen Jahr. Der Winter ist vorüber, die Natur, die bereits im März, erst recht im April zu neuem Leben erwacht, legt im Mai ihr schönsten Kleid an. Die Blumen sprießen, die Bäume blühen. Das frische Gras, die saftigen Blätter an Sträuchern und Bäumen machen die Welt zu einem Paradies. Dieses Wunder der Natur lenkt den Blick auf den Schöpfer. Gott hat alles ins Dasein gerufen, und alles verdanken wir ihm.

Das erste Paradies haben die Menschen verspielt. Adam und Eva übertraten Gottes Gebot. Sie mussten das Paradies verlassen. Das Leid, der Schmerz, die Sünde, der Tod wurden fortan Begleiter der Menschen. Wenn die Natur ihre ganze Pracht entfaltet, wird die Menschheit an das Paradies erinnert und daran, was sein Verlust bedeutet. Gott hat in seiner Liebe zum Menschen einen Weg eröffnet, der zwar nicht ins Paradies zurückführt, aber den Himmel aufschließt.

Die Frau des Anfangs

Am Anfang dieses Weges steht Maria. Sie hat Gott zur Mutter seines eingeborenen Sohnes erwählt. Maria sagt ihr demütiges Ja zum Willen Gottes. Sie hält dieses Ja ein Leben lang durch – trotz aller Prüfungen, trotz aller Opfer, trotz aller Schmerzen. Sie begleitet den Weg Jesu bis hin zum Kreuz. Unter dem Kreuz vertraut ihr Jesus den Jünger und damit die ganze Kirche an, aber auch umgekehrt wird Johannes und der Kirche die Mutter anvertraut.

Am Ende ihres Lebens wird Maria aufgenommen in den Himmel. Ihr Leib wird nicht der Verwesung anheimgegeben. Die Kirche preist Maria deshalb nicht nur als die Magd des Herrn, sondern auch als die Königin des Himmels. Sie ist erhoben über alle Geschöpfe.

Die Lauretanische Litanei preist sie als die Königin der Engel, als die



▲ Ein weniger bekanntes Werk von Sandro Botticelli: die sogenannte *Madonna der Eucharistie* (1470-1472), Isabella Stewart Gardner Museum, Boston. Foto: gem

Königin der Patriarchen und Propheten, als die Königin der Apostel und Märtyrer, der Bekenner und der Jungfrauen. Maria ist die Königin aller Heiligen und die Königin des Friedens.

Das gläubige Volk hat ihr zu all diesen Ehrentiteln noch einen weiteren gegeben, es nennt sie die „Maienkönigin“. Man möchte damit den schönsten Monat des Jahres mit der Frau verbinden, die uns das größte Geschenk gemacht hat, als sie ihr Ja zur Menschwerdung des Gottessohnes gesprochen hat. Man kann ihr dafür gar nicht genug danken. Dafür genügt nicht nur ein Tag, dazu braucht es immer wieder einen Tag der Erinnerung.

Wer das Kirchenjahr betrachtet, findet tatsächlich auch in jedem

Monat ein Gedenktag, manchmal auch mehrere, die sich mit Maria verbinden. Der Monat Mai gilt aber seit Jahrhunderten als Marienmonat. In den Kirchen schmückt man den Marienaltar und taucht das Bild der Gottesmutter in ein Meer von Blumen und Kerzen. In den Familien schmückt man das Bild Mariens und macht einen kleinen Maialtar daraus. Bei den Maiandachten erklingen die alten Marienlieder, die Herz und Gemüt ergreifen.

Maria Maienkönigin

Eines dieser Lieder hat Guido Görres gedichtet. Pater Anselm Schubinger, ein Benediktiner der Abtei Maria Einsiedeln, hat es ver-

tont. Es ist das Lied „Maria Maienkönigin“. Wie der Engel Gabriel bei seinem Eintritt in das Haus Nazareth Maria zuerst seinen Gruß entbot, so sollen die frommen Beter Maria zuerst grüßen. „Maria Maienkönigin, wir kommen dich zu grüßen.“ Guido Görres hat gedichtet:

„Dich will der Mai begrüßen,
o segne seinen Anbeginn
und uns zu deinen Füßen.
Maria! Dir befehlen wir,
was grünt und blüht auf Erden,
o lass es eine Himmelszier
in Gottes Garten werden.“

Dieser Text hat vor den kritischen Augen moderner Liederdichter keinen Bestand gehabt. Die zweite und die dritte Strophe fanden Gnade vor den Augen der Kritiker.

„Nichts glich an Schönheit einstens dir,
nichts dir an Tugendglanze,
nun prangst du als die schönste Zier,
dort in der Heiligen Kranze.“

Unerreichte Schönheit

Daran ließ sich nun wirklich nichts aussetzen. Maria ist und bleibt die Immakulata. Ohne Sünde von Anfang an, ist sie von unerreichter Schönheit. Dass es bei der Marienverehrung auf das Herz ankommt, macht Görres in der dritten Strophe deutlich:

„Wir möchten gern, o Jungfrau mild,
auch unsere Herzen schmücken
und deiner Tugend holdes Bild
in unsere Seele drücken.“

Görres hat noch drei weitere Strophen gedichtet, die ersatzlos gestrichen wurden. Sie werden wohl eines Tages wieder in Wallfahrtsbüchern und Sonderdrucken der Pfarreien auftauchen. Görres bezeichnet Maria als „liebe treue Gärtnerin“. Ihr hat er den Blumenstrauß seiner Marienlieder gewidmet. Blumen können welken, Blumen können nicht mehr gefallen. Der Geschmack wandelt sich, aber jedes Jahr kommt wieder ein Mai, und jedes Jahr neu wird das Lob der Maienkönigin, der Gottesmutter, aufs Neue angestimmt.

Ludwig Gschwind

Aus: *Maria, dich lieben*, 2007. ISBN: 978-3-86744-021-9. Mit freundlicher Genehmigung des Paulinus Verlags, Trier

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt „Eigene Stiftung gründen“ von Caritas Stiftung Deutschland, Köln. Außerdem ein Booklet „Deutscher Katholikentag, Münster“. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.



Die Bibel hat das Vorrecht,
dass man ohne Misstrauen hineinschauen
und keine Verleitung befürchten muss.
Nikolaus Ludwig von Zinzendorf

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 6. Mai
Die gläubig gewordenen Juden, die mit Petrus gekommen waren, konnten es nicht fassen, dass auch auf die Heiden die Gabe des Heiligen Geistes ausgegossen wurde. (Apg 10,45)

Da staunten die Judenchristen nicht schlecht, als der Heilige Geist auch über die Heiden herabkam. Sie glaubten, nur Juden könnten Christen werden. Gott zeigte aber, dass er bei allen Menschen ist, die auf sein Wort hören und ihn suchen.

Montag, 7. Mai
Lydia ... war eine Gottesfürchtige, und der Herr öffnete ihr das Herz, so dass sie den Worten des Paulus aufmerksam lauschte. (Apg 16,14)

Die Botschaft des Paulus fällt auf guten Boden. Die reiche Frau Lydia lässt sich vom Wort Gottes in den Bann nehmen und sich und ihr ganzes Haus taufen. So steht mit Lydia eine Frau am Anfang der Geschichte des Christentums in Europa.

Dienstag, 8. Mai
Der Gefängniswärter führte sie hinaus und sagte: Ihr Herren, was muss ich tun, um gerettet zu werden? Sie antworteten: Glaube an Jesus, den Herrn, und du wirst gerettet werden, du und dein Haus. (Apg 16,30f)

Das Wort Gottes sucht sich seinen Weg. Wir müssen es nur weitertragen. Paulus und Silas lösen mit ihren Lobliedern etwas beim Gefängniswärter aus. Ihr Glaube weckt seinen. Stecken wir auch die anderen mit unserem Glauben an!

Mittwoch, 9. Mai
Er - Jesus - ist der Stein, der von euch Bauleuten verworfen wurde, der aber zum Eckstein geworden ist. (Apg 4,11)

Jesus, der am Kreuz starb, verachtet von den Menschen. Er, den man für ein Nichts

gehalten hatte, wird plötzlich durch die Auferstehung zum Eckpfeiler unseres Glaubens. Nur im Glauben an ihn gibt es Heil und Rettung.

Donnerstag, 10. Mai
Christi Himmelfahrt
Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen! Wer glaubt und sich taufen lässt, wird gerettet; wer aber nicht glaubt, wird verdammt werden. (Mk 16,15f)

Der Auftrag gilt auch uns: hinausgehen und von der frohen Botschaft erzählen. Denn „wenn die Kirche nicht aus sich selbst herausgeht, um das Evangelium zu verkünden, kreist sie um sich selbst. Dann wird sie krank“ (Papst Franziskus).

Freitag, 11. Mai
Ihr werdet bekümmert sein, aber euer Kummer wird sich in Freude verwandeln. (Joh 16,20)



„Bei Gott wohnt die Freude, und von ihm kommt sie herab und ergreift Geist, Seele und Leib, und wo diese Freude einen Menschen gefasst hat, dort greift sie um sich, dort reißt sie mit, dort sprengt sie verschlossene Türen“ (Dietrich Bonhoeffer).

Samstag, 12. Mai
Denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich liebt und weil ihr geglaubt habt, dass ich von Gott ausgegangen bin. (Joh 16,27)

Was bleibt, ist die leuchtende Spur Jesu in der Welt. Die Spur, die erfüllt ist von der Liebe Gottes zu uns Menschen. Wir sind aufgerufen, diese Liebe weiterzutragen in die Welt zu unseren Nächsten und Mitmenschen.

Frater Korbinian König wirkt im Prämonstratenserklöster Speinshart (Oberpfalz). Er studiert katholische Theologie in Regensburg und ist Organist.



Unser Angebot für Abonnenten:

Die Neue Bildpost immer mit dabei!

Für nur 1 Euro mehr im Monat erhalten Sie das ePaper zusätzlich zur gedruckten Zeitung!

So können Sie jederzeit die Neue Bildpost lesen, auch wenn Sie nicht zu Hause sind.

Profitieren Sie von den Vorteilen der digitalen Version: schnelles und unkompliziertes Navigieren und eine bessere Lesbarkeit durch Bildschirmbeleuchtung und stufenlose Vergrößerung.

Falls Sie die Neue Bildpost nur als ePaper abonnieren möchten, erhalten Sie diese zum günstigen Preis von **EUR 71,40** im Jahr!

Jetzt sofort bestellen:
epaper@suv.de oder Tel. 0821/50242-53





Für nur 1 Euro mehr!